

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

2

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / APRIL 1957



W. Kohlhammer  
Bibliothek  
STUTTGART

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege  
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes  
herausgegeben von Ernst Müller

1957

8. Jahrgang  
Zweites Heft – März / April

---

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER  
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER  
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP  
für Architektur

WALTER GRUBE  
für Geschichte

ERNST MÜLLER  
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL  
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

---

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.- geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

*Titelbild:* Schneeglöckchen

Aufnahme: Holder, Urach

## INHALT

Erste Frühlingstage ...	41
Von Werner Klose .....	
Eine Kindheit in Weinsberg	42
Von Roswita Wildermuth .....	
Erinnerung an die Heimatstadt	44
Gedicht von Gerhard Schumann .....	
Frühling im Bottwartal	45
Das Kronprinzenpalais in Stuttgart	46
Von Georg Himmelheber .....	
Die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek Donaueschingen	52
Von Erna Huber .....	
Die erdgeschichtliche Entstehung der Bodenseelandschaft	55
Von Edwin Grünvogel .....	
Täglich rollen Millionenwerte	62
Von Ottmar Hess .....	
Um was es heute geht	65
Von Wilhelm Kohlbaas .....	
Julius Baum zum 75. Geburtstag	69
Von Werner Fleischhauer .....	
Die Kreuzigungsgruppe von Weckenmann	71
vor der Kirche St. Lutzen in Hechingen	
Von Hans Schwenkel .....	
Hochwasserschäden im Remstal	71
Von Hans Schwenkel .....	
Schneeglöckchen und Seidelbast blühen	72
zur Freude aller	
Von Hans Schwenkel .....	
Neue Bücher von August Lämmle	73
Von Paul Schmid .....	
Buchbesprechungen	74
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	76

## Erste Frühlingstage . . .

*Von Werner Klose*

Der letzte Schnee ist zerschmolzen; nur morgens liegt ab und zu weißer Reif über den Gräsern, denn über Nacht friert es noch immer. Frisch streicht der Ostwind über schwarzbraune Sturzäcker, fächert zart-grüne Saat, trägt derben Geruch angefahrenen Mistes über graugelbe Wiesen hinüber zum Holz. Die Märzsonne meint es gut, und wo sie wärmen kann, weicht gar bald der harte Boden.

Aus braunen Haselbüschchen, grauen Holunderschößlingen, struppigem Schlehdorn leuchtet rot der Gemeine Hartriegel. Hell schimmern am Waldrand die Schnittstellen gefällter Baumleiber. Auf den Viehkoppeln treibt sich Krähenvolk herum. Noch vor kurzem stocherten sie Tag für Tag nahe den Behausungen auf den Misthaufen und lungerten hungrig an Abfallplätzen. Zu den rußschwarzen Rabenkrähen und den an der weißgrindigen Schnabelwurzel leicht erkennbaren Saatkrähen haben sich bereits kleine Flüge von Staren gesellt. Die „Quartiermacher“ werden sie genannt. Munter trippelnd suchen und „zirkeln“ sie am Boden. Ihre Schnäbel, im Herbst und Winter dunkelbraun, zeigen schon blasses Gelb. Nun schwingen sich einige auf den alten Weißdorn am Feldraine. Am Gefieder zupfend, beginnen sie bald, aufrecht stehend, zu pfeifen, knarren, schnarren und zu trillern, mit den Flügeln lebhaft ruckend und schlängend, als sei es ihnen Bedürfnis, ihr Wohlbehagen auszudrücken. Wer ahnt, wie viele Gefahren sie auf dem weiten Weg aus Nordafrika überstanden haben. In der Winterherberge, dem Norden Afrikas, ist ihr Fleisch geschätzt, haben sie glücklich das Mittelmeer angeflogen, droht Nebel und Sturm, und zu Tode erschöpft fallen sie an den Küsten Südspaniens, Sardiniens und Südfrankreichs ein, die hochgespannten feinen Netze nicht achtend, und zu Hunderten bricht man ihnen das Genick, um sie als Leckerbissen, gebündelt, in Körben auf den Markt zu tragen.

In den Obstgärten führt der Kleiber eine Gesellschaft Meisen. „Pink pink“ ruft hell die Kohlmeise, „zizizi siiii“ trillert die Blaumeise und „däh däh zizidäh“ fällt lieblich die zierliche Weidenmeise ein. In Spiralen rutscht ein Gartenbaumläufer um den rissigen Stamm und – als wären es langgeschwänzte Wattebüschchen – bildet ein Trupp Schwanzmeisen klingelnd den Abschluß. Als aber weiter hinten der Sperber davonstreicht, der sich dort lauernd drückte, stürzt sich die ganze Gesellschaft laut warnend in die Ligusterhecke.

In den Wintereichen raschelt braunes Laub. Hainbuchen hängen noch voller Frucht, den kleinen einsamigen Nüßchen, in vergilbten dreilappigen Hüllen. Außer der Eichkatze, die hier hin und wieder eine Mahlzeit hält, fallen manchmal kleine Trupps Kirschkernebeißer ein. Unter lautem „Zick zii“ knacken sie mit kräftigem Schnabel die harten Nüsse. Wie Dolche sehen die Knospen der Rotbuche aus. Ihre Früchte, die Buchekern in den stacheligen, harten Fruchthüllen, sind begehrter als die der Hainbuche. Allein, sie sind längst ausgefallen. Lange Zeit suchten im Fallaub die Buchfinken nach ihnen, raschelten große Schwärme Bergfinken aus dem Norden am Boden. Gern auch kam der Häher zu Besuch. Nun aber ist es hier wieder still geworden.

In der kleinen Fichtenschonung wispern die Wintergoldhähnchen. Irgendwo lacht der Grünspecht. Über die Lichtung zieht ein Sprung Rehe im grauen Winterhaar.

Auf der knorriigen Sandkiefer treiben zwei Buntspechte mit viel Gejage fröhliches Minnespiel; im Hornung schon bilden sich ihre Paare. Kaum, daß man sie voneinander unterscheiden könnte. Doch fehlt der Verfolgten das rote Genickband.

In der warmen Mittagssonne fängt es am Grabenrand an zu krabbeln und zu surren. Kleine Käfer

und Fliegen lockt die Wärme hervor. Drüben auf den Wiesen streichen die ersten Lerchen. Singend erheben mag sich noch keine.

Wo sich der Bach durch die Wiesen windet, säumen ihn Weiden, wuchert Faulbaum, wächst Pfaffenhut, stehen schwarze Erlen. In ihren zäpfchenbehangenen Kronen turnt kopfüber, kopfunter, bald hängend, bald kletternd, ein Flug Erlenzeisige. Wohl keiner ihrer Vetter, weder der nordische Birkenzeisig, noch der Zitronenzeisig aus Schwarzwald und Bayerischen Alpen, übertrifft ihr lebhaftes Wesen. Stets munter, immer zum Fressen aufgelegt, schnell zutraulich, ge-

hört er zu den beliebtesten Käfigvögeln unserer Heimat, wo er bei entsprechender Haltung meist mit einer Kanarienhenne verpaart, aber auch mit art-eigenen Weibchen zur Brut schreitet.

Schenkt uns der März warme Tage, besteckt gar bald Huflattich Acker- und Wegränder mit goldgelben Blüten, zeigt sich das Hungerblümchen, sprengen die Blütentroddeln am Haselbusch, schwellen die Knospen, taumelt der erste Falter, ticken schon Rotkehlchen im Unterholz und abends, wenn die Sonne hinter den Bergen verschwunden ist, werden am Waldrand blau-violette Leberblümchen nickend sich schließen.

## Eine Kindheit in Weinsberg

*Von Roswita Wildermuth*

Wie merkwürdig und anziehend waren für Sybil die Besuche im Hause des Dichterarztes Justinus Kerner. – Schon durch seine Lage am Rande des Städtchens erschien es abgesondert und ausgezeichnet, sein einziges Vis-à-vis war ein waldartig düsterer, stets verschlossener Garten, einst ein Teil des Kerneschen Besitztums; über die Mauer streute im Herbst ein Ginko-Baum seine gelblichen Blätter nieder, welche die Kinder gern als Lesezeichen benutzten, noch ohne Ahnung, daß die fächerartigen, feingerippten Gebilde von einem berühmten Dichter besungen worden waren.

Der eigentliche Kernerhausgarten war klein und unansehnlich; sein Hauptreiz bestand in dem ihn begrenzenden „Geisterturm“, einem Teil der ehemaligen Stadtmauer, den der Dichter erworben und inwendig vermittelst allerlei romantischer Requisiten, unter denen eine lebensgroße, höchst natürlich geschnitzte und bemalte Mönchsfigur die Hauptrolle spielte, ganz ins Mittelalterliche umgeschaffen hatte. Sybil überlief es kalt bei der Vorstellung, etwa eine Nacht allein hier verbringen zu müssen, in dem Raum, wo der Dichter Lenau den Teufel hinter sich stehen gefühlt hatte, der ihm über die Achsel ins Manuskript spähte: so stark schien die Luft um das Haus von Dichter- und Geisteratem geschwängert. Die Namen Lenau und Uhland, Schwab und Mörike – um nur einige wenige von ihnen zu nennen – waren

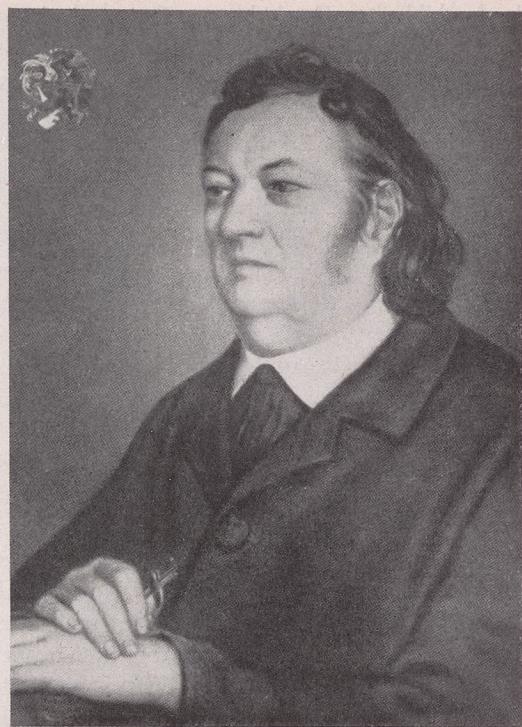
hier noch lebendige Gegenwart, und wurden dem Kinde vertraute Gestalten, längst ehe es eine Zeile ihrer Werke gelesen. Ein wenig fiel auch das stolze Bewußtsein ins Gewicht, daß die eigene Urgroßmutter eine Dichterin war, und mit Kerner in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte. Zeichen und Unterpfand dessen war der „Weibertreuring“, die Taufgabe der Großtante: ein Kieselstein aus dem Geröll der Burgruine, schlicht in Eisen gefaßt. Als Geschenk Kernes an die Urahne war er einst von Weinsberg nach Tübingen gewandert; der Zufall hatte ihn nach zwei Generationen wieder an seinen Ursprungsort zurückgeführt.

Die Pförtnerin freilich wußte nicht um diese Zusammenhänge; daß der Vater kein Eintrittsgeld zu zahlen brauchte, hatte seine prosaische Ursache darin, daß er in seiner Eigenschaft als Mitglied des Kernervereins einen regelmäßigen Obolus entrichtete. In Sybils Augen aber trug dieser Umstand wesentlich dazu bei, daß sie das Kernerhaus als ihr persönliches Eigentum betrachtete.

Die räumlichen Ausmaße dieser Stuben standen durchaus im umgekehrten Verhältnis zu der Fülle der in ihnen gehäuften Schätze, deren bunte Vielfalt jeden Kunsthistoriker in die Flucht geschlagen hätte. Eine so krause Spiegelung der Welt, wie dieses Heim sie zeigte, konnte nur die Ausstrahlung schwäbischen Geistes sein.



Rickele Kerner



Justinus Kerner

Brave und biedere Gegenstände wie das Spinnrädchen des guten Rickele und der tannene Schreibtisch, den der Dichter in jungen Jahren selbst gefertigt, waren in der Minderzahl. Da gab es nicht nur Bilder und Briefe berühmter Dichter, sondern auch ein Bildnis der von Geistersgesichten heimgesuchten Friederike Hauffe aus Löwenstein, auf dem die „Seherin von Prevorst“ mit dunklen Augen ins Leere starrte, als sei sie geheimer Botschafter gewärtig. – Im „Altanzimmer“ schimmerte eine Büste des Dichters weiß und verlockend aus grünem Lorbeergebüscht; doch als warnendes Exemplum für jeden, der sich unberufenerweise erdreisten wollte, nach dem Lorbeer zu haschen, diente das Konterfei eines Flügelrosses, auf dem ein solcher Unglücklicher mit nachdrücklicher Vehemenz in den Graben geschleudert wurde.

Ungemein befremdlich schien es den Kindern, daß Tintenflecke, zu Hause und in der Schule ein Ärgernis, hier zu kunststreichen Zeichnungen ausgearbeitet waren, und als Kostbarkeiten vorgezeigt wurden; doch gefiel ihnen der zu einem der Bildchen gehörende Vers

„Aus Dintenkleckse ganz gering  
entstand der schöne Schmetterling,

zu solcher Wandlung ich empfehle  
Gott meine fleckenvolle Seele“

besser, als der über der Haustür eingemeißelte Rätselspruch

„Getragen hat mein Weib mich nicht,  
aber ertragen,  
das war ein schwereres Gewicht,  
als ich mag sagen“.

– Nicht einmal der Vater, die oberste Instanz in allen Fragen, die mit Dichtung und Dichtern zusammenhingen, konnte in diesem Punkt zufriedenstellende Auskunft erteilen.

Daß ein Zimmer im Erdgeschoß ganz der Jungfrau Maria geweiht war, zeigte deutlich, daß Dichter es auch mit höheren Dingen als Tintenflecken nicht gar so genau zu nehmen brauchten. Doch ließen sich die Kinder willig in den Bann des milden Zaubers locken, der von dem sanftblickenden, goldgrundigen Marienbild und dem prächtigen, handgestickten Betstuhl ausging.

Ein Gegenstück zum „Marienzimmer“ bildete, räumlich wie seelisch, das Boudoir der schönen „Goldelse“, Kernes lebenslustiger Schwiegertochter. Die Göttin, welcher hier Weihrauch gestreut wurde, war nicht

in der biblischen Geschichte erwähnt, und nicht im Lesebuche. Da gab es – natürlich – ein Ziertschädel mit einer Sammlung von Nippfiguren, deren Glanzstück ein in sämtliche Teile zerlegbares, winziges Schweizerchalet an Elfenbeinschnitzerei bildete; vor dem unvermeidlichen Diwan lag das unvermeidliche Eisbärenfell. Aufschlußreicher waren schon die symmetrisch placierten Sündenfälle in Öl, „die blonde und die schwarze Nymph“. Ins rechte Licht gesetzt aber – im allerwörtlichsten Sinne – wurde die ganze Herrlichkeit erst durch die himbeerroten Fensterscheiben, die das Gemach in ewige Sonnenuntergangsstimmung tauchten – eine wahre Apotheose des Kitsches!

Es stimmte gut zu der „Lust am Spintisieren“ des alten Geistersehers, daß sich im Wohnzimmer des Kernerhauses die absonderlichsten Chronometer zusammengestellt fanden. Es war ein nie entschiedener Streit zwischen den Kindern, ob die „Globus-“ oder die „Elefantenuhr“ bewundernswerter sei. Erstere war ein Pendant zu dem Wundertopf in Andersens Märchen: wie jener durch den ihm entquellenden Duft den Neugierigen verriet, welche Speisen in den verschiedenen Töpfen der Stadt brodelten, teilte diese vermittelst des langen Zeigers, der quer über das goldene Band ihres Äquators kroch, jedem Wißbegierigen mit, in welchen Städten der Welt die Menschen jetzt ans Aufstehen oder Schlafengehen zu denken hätten. Sybil neigte aber insgeheim doch dazu, der äußerst natürlich als Elefanten gebildeten Uhr den Vorzug zu geben; besonders das weiche Schlenkern des Rüssels bei jedem Tick und Tack hatte es ihr angetan. Zur Erhöhung des Effekts stand das exotische Wundertier auf einer leuchtend bunten Tischdecke,

die – ebenfalls wohl einzig in ihrer Art – ganz aus Albumbildchen zusammengestückt war. – „Haben die Herrschaften an den langen Winterabenden selbst geklebt“ – wie die Hüterin der Schätze jedesmal ehrfürchtig erläuterte.

Sie vor allem hätte man hinter Glas und Rahmen konservieren müssen. Mit der blonden, gepufften Perücke über dem schwarzen Kleid, und dem schwarzen Pudel, der sie auf Schritt und Tritt geleitete, wirkte sie vollständig wie ein dem Geisterturm entstiegenes Phänomen. Als langjährige ehemalige Dienerin des Hauses versah sie ihr Kustodenamt mit der wehmütsvollen Würde einer trauernden Vestalin, und wehe dem, der sich in ihrer Gegenwart eine Andeutung unehrerbietiger Kritik gestattet hätte.

Für Sybil war es ohnedies natürlich, sich in diesen Räumen nur auf den Zehenspitzen zu bewegen. So zwiespältig das ganze Kuriositätenkonglomerat auf die Erwachsenen wirkte, in den Augen des Kindes war es von orientalischem Märchenzauber umwoben.

Der „Weibertreuring“ der Urahne gehörte zu den Kostbarkeiten, die den Kindern nur in Krankheitstagen ausgeliefert wurden. Gewöhnlich schlummerte er fest verschlossen im Dunkel des „Silberschränchens“. Jedesmal nahm ihn Sybil mit neuem Entzücken aus dem rotgoldenen Papp-Osterei, das sein Bett bildete, und mühte sich mit brennenden Augen, die eingravierte Inschrift zu entziffern. Wenn die bunten Nebel des Fiebers in ihrem Hirn wogten, so war ihr, als bedürfe es nur eines leisen Drehens, daß der Ring sie, gleich einem Geisterrosse, durch die Lüfte in die regenbogenfarbenen Gefilde des Kernerhauses entführe.

## Erinnerung an die Heimatstadt

Du liebliche, wie deine sanften Hänge  
Im Blütenschnee des Frühlingstages funkeln.  
Ernst schließen Wälder sich um das Gepränge.  
So ist dein Heiteres stets umarmt vom Dunkeln.

Kühl beugt die Nacht das stille weltenferne  
Gesicht zum Grund, daraus dein Leuchten scheint.  
In deinen Lichtern spiegeln sich die Sterne.  
So ist in dir Gestirn und Licht vereint.

Gerhard Schumann



Frühling im Bottwartal

Aufnahme Konrad Wolff



Die Königstraße mit dem Kronprinzenpalais

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

## Das Kronprinzenpalais in Stuttgart

*Von Georg Himmelheber*

„Seine königliche Maiestät haben beschlossen . . . auf der Stelle in der Königs-Straße, auf welcher gegenwärtig der Fürstenbau steht, ein entsprechendes Palais für Seine königliche Hoheit (den Kronprinzen) neubauen zu lassen, auch Hofkammerbaumeister Gaab den Auftrag erteilt, zu diesem Palais vorläufig die Pläne und Risse zu entwerfen . . .“

Mit diesem königlichen Dekret vom 6. Dezember 1843 wurden die Pläne und Verhandlungen um den Neubau des Kronprinzenpalais gegenüber dem Neuen Schloß, an der Königstraße zwischen Kanzlei- und Fürstenstraße, eingeleitet und zwar mit der Bestimmung (vom 25. Februar 1844), „. . . daß, nach der höchsten Intention, in keinem Falle mehr als 300 000 fl. für das gedachte Palais exigirt werden sollen.“ Allerdings wird diese Summe schon am 4. April des gleichen Jahres auf 400 000 fl. erhöht.

Zunächst setzen Verhandlungen um den Erwerb des Grundstücks ein, denn an der Kanzleistraße stand ein stattliches Geschäftshaus im Besitz eines Kaufmanns Müller. Man versuchte durch Dritte das Gelände möglichst billig zu erwerben. Müller ist jedoch auf seinen Vorteil bedacht. „Da der bekannte Starrsinn des Müller in dem vorliegenden Fall durch Eigennutz verstärkt wird“, so schreibt Finanzminister Herdegen am 21. März 1844 an Staatssekretär Goes, „so ist kaum zu hoffen, daß er noch auf eine billigere Forderung zu bringen seyn wird (er forderte 88 000 fl.) obgleich derselbe im Jahre 1818 das Haus um blos 38 000 fl. gekauft hat.“ Schließlich wird mit Müller ein Kaufvertrag über 80 000 fl. abgeschlossen, wobei der König 10 000 fl. aus seiner Privatkasse trägt, da nach den Berechnungen des Finanzministers das Grundstück um 10 000 fl. überzahlt sei.

Inzwischen hatte Hofkammerbaumeister Gaab drei verschiedene Entwürfe ausgearbeitet, von denen einer am 27. November 1844 vom König sowie vom Kronprinzen genehmigt wurde. Leider sind alle 28 Risse von Gaab, die die Landesbibliothek in ihrer sonst nahezu vollständig geretteten Plansammlung aufbewahrte, im Krieg zerstört worden. Durch eine Rückfrage des Finanzministeriums wissen wir nur, daß ein Plan mit und einer ohne Attika vorgelegt wurde. Wie sich der dritte Entwurf vom ausgeführten Bau unterschied, kann nicht mehr festgestellt werden.

Am 5. Juni 1845 erteilt der König die Ermächtigung – obwohl die Bewilligung der Kammer noch aussteht – mit Steinhauermeistern Akkorde abzuschließen.

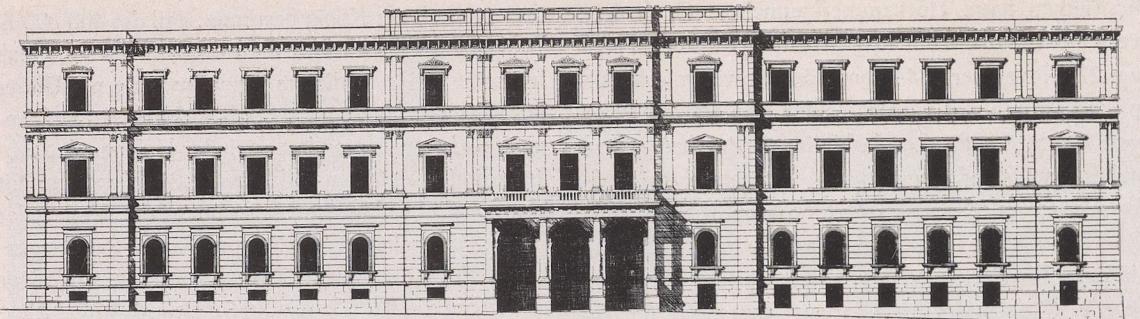
Kurz nachdem die Kammer die 400 000 fl. zum Bau des Palastes bewilligt hat, reicht Gaab seinen Kostenvoranschlag ein, der sich jedoch auf 420 760 fl. beläuft. Der Finanzminister legt dem König nahe, wiederum den Mehrbetrag aus seiner Privatkasse zu

decken, doch der König bestimmt, daß die 400 000 fl. „in keinem Falle überschritten werden“ dürfen. Gaab hat seine Pläne in diesem Sinne zu ändern. „Dieser höchsten Bestimmung ist Gaab dadurch nachgekommen, daß er neben anderen minder bedeutenden Abänderungen statt der Bedachung vom Hauptbau mit Kupfer die wohlfeilere Bedachung mit Zink oder Eisenblech und statt gußeiserner Säulen am Stiegenhaus eichene lackierte Säulen angenommen, daß er ferner für die Wände des Speisesaals statt des Marmorierens die Lackirung, für die Wände des Audienzzimmers und die Nebenzimmer am Tanzsaale aber, statt der Lackirung die Tapezirung, ferner eine Beschränkung der Vergoldung und überdies eine Vereinfachung des Nebengebäudes mittelst Weglassung der entbehrlichen hintern Zimmer im Mittelbau in Antrag gebracht hat. Hierdurch ist ohne eine wesentliche Abänderung des Bauplans, sowie ohne Veränderung der Architektur die Summe des Überschlags auf 400 000 fl. herabgesetzt worden.“ (Bericht des Finanzministers an den König vom 3. Oktober 1845).

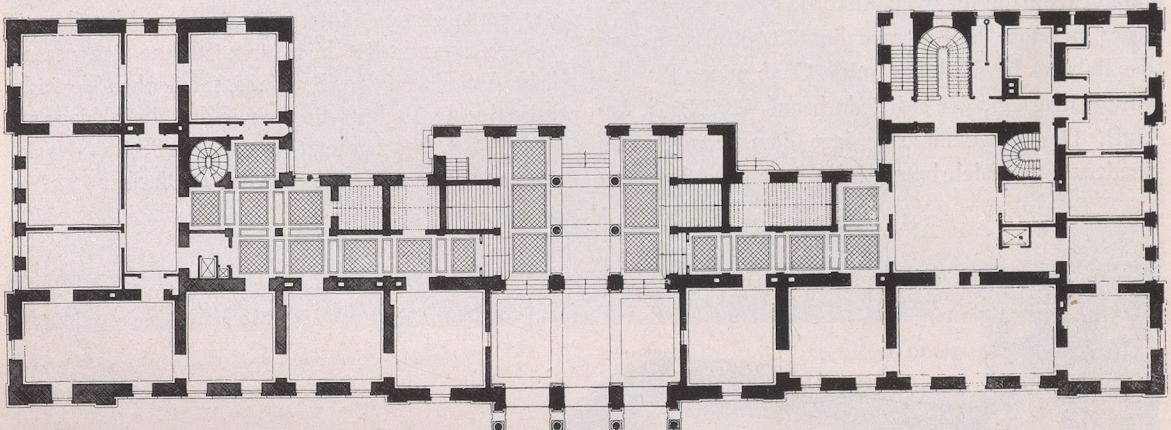


Kronprinzenpalais

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



Kronprinzenpalais: Aufriss der Fassade



Kronprinzenpalais: Grundriß Erdgeschoß

Über den Fortgang des Baues erfahren wir nichts. Der Bau scheint ohne Schwierigkeiten oder Verzögerungen aufgeführt worden zu sein. Am 14. Oktober 1849 berichtet das Königliche Oberst-Hofmeister-Amt an den König, daß „zur Vollendung des kronprinzenlichen Palastes in baulicher Beziehung nur noch sechs bis acht Wochen erforderlich“ seien.

Wenig später werden Kronprinz Karl und seine Gemahlin Olga das neue Palais bezogen haben. Später wurde es von der Königinwitwe Pauline bewohnt, der Prinz Wilhelm folgte. Der letzte Bewohner der königlichen Familie war Herzog Albrecht. Für kurze Zeit fand nach dem ersten Weltkrieg der „Handelshof“ in dem Gebäude eine Bleibe, bevor es der Stuttgarter Staatsgalerie angegliedert wurde, die dort bis zum zweiten Weltkrieg die schwäbische Malerei des 19. Jahrhunderts zeigte.

Ludwig Gaab, dem im Jahre 1800 in Tübingen ge-

borenen und 1869 in Stuttgart verstorbenen Baumeister, war es nicht vergönnt, viele repräsentative Bauten zu erstellen. Bald nach Vollendung des Kronprinzenpalais wurde er in den Dienst der Staats-eisenbahnen übernommen. Über seine dortige Tätigkeit wissen wir wenig. Neben einigen kleineren Bauten, wie seinem eigenen Wohnhaus in der Kanzleistraße, dem Logengebäude in der Augustenstraße und dem Haus Pistorius in der Neckarstraße, war er am Umbau des neuen Lusthauses zum Hoftheater beteiligt. Sein an Ausdehnung größtes Bauunternehmen war die Errichtung der Rotebühlkaserne. Ein Bau, der in seiner mächtigen Blockhaftigkeit dem Betrachter von den Höhen auf Stuttgart herab als der auch heute noch größte Bau Stuttgarts sofort in die Augen springt. Gaabs reifste Leistung in baukünstlerischer Hinsicht war jedoch das Kronprinzenpalais.



Kronprinzenpalais, alte Ansicht

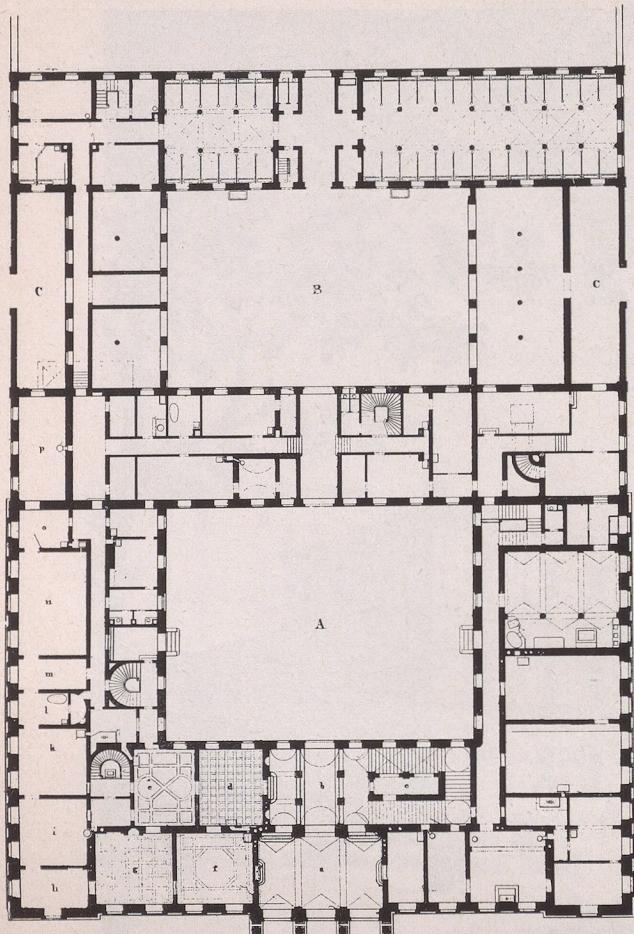
Original in der Universität  
Institut f. Baugeschichte

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Der Bau gliedert sich im Grundriß in drei Teile, in einen Mitteltrakt und in zwei gleiche, kurze Seitenflügel. In den Mitteltrakt, der sich in der Fassade deutlich abzeichnet, schieben sich – im Innern geschickt die Trennung verschleifend und ausgleichend – die Verbindungsglieder, die in der Hauptsache von dem symmetrisch nach beiden Seiten aufsteigenden repräsentativen Treppenhaus eingenommen werden. Im Erdgeschoß enthält der Mitteltrakt die großzügige Eingangshalle, die man nach Durchschreiten des Säulenportikus betritt, und die bis in den rückwärtig gelegenen Hof durchschritten werden kann. Die beiden schon erwähnten Treppenläufe führen den Besucher direkt in die Wohnräume des Ober-

geschosses, oder – nachdem er durch einen Säulengang in der entgegengesetzten Richtung schreitet – in die auch hier den Mitteltrakt einnehmenden repräsentativen Räume.

Da der Bau von drei Straßen gesäumt wird, mußten drei Fassaden ausgebildet werden. Gaab folgt den Bestrebungen der Zeit, indem er den Bau auf seinen drei Seiten nahezu vollkommen gleich gestaltet, wodurch er eine einheitliche, in sich völlig geschlossene, stark blockhafte Wirkung erzielt. Den Ausgangspunkt der Fassaden bilden hierbei die Seitenflügel. Zwei kleinere Eckräume nehmen einen rechteckigen, durch fünf Fenster auf der einen Seite nahezu vollständig geöffneten Saal zwischen sich. Die beiden



Karl-Theodor-Palais München: Grundriß

Eckräume treten im Äußern deutlich hervor, es sind die durch Doppelpilaster gegliederten Eckrisalite. In gleicher Breite werden diese Eckrisalite auf die Hauptfassade herumgelegt, obwohl ihnen zum Beispiel auf der linken Seite im Innern gar kein Raum entspricht. Es folgen – wie auf den Seiten – wiederum fünf Achsen (allerdings etwas auseinandergezogen) und aufs neue der vorspringende Risalit, der aber nun nicht Eckrisalit ist, sondern in ähnlich geschickter Verschleifung wie die Treppenhäuser im Innern, die Überleitung bildet zum eigentlichen, dreiachsigen Mittelrisalit und auch gleichzeitig schon zu ihm gehört. Der Mittelrisalit wird betont durch den Säulenportikus, der im ersten Obergeschoß einen Balkon trägt und durch die oben stark erhöhte Attika, die wiederum alle drei Teile des Mitteltraktes umspannt.

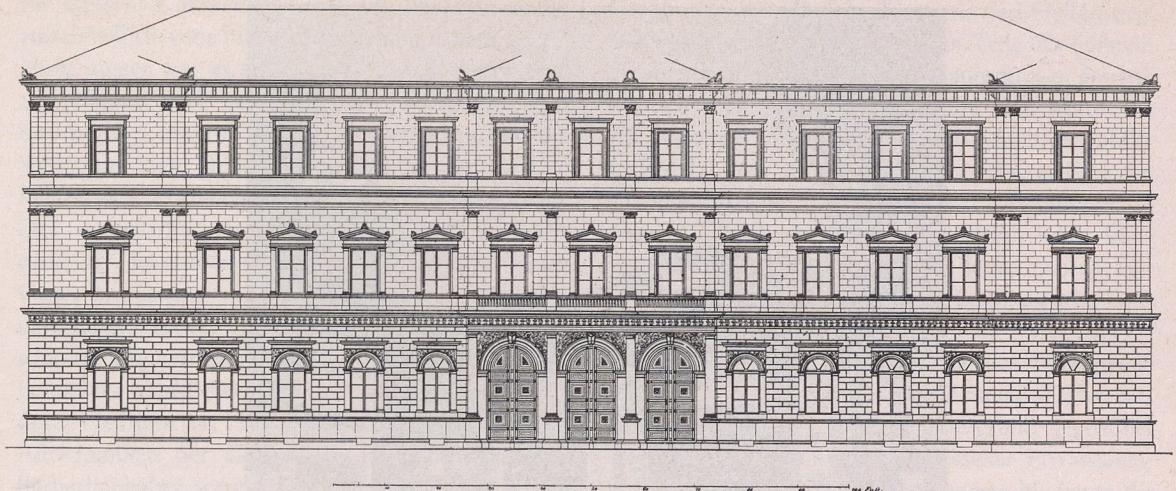
Ebenso sparsam und dennoch eindrucksvoll ist die Gliederung im Aufbau. Eine horizontale Streifen-

teilung gliedert das Erdgeschoß rustikaartig. Zwei nach Art des antiken Gebälks dreigeteilte Gesimse trennen die beiden vollständig gleich gebildeten Obergeschosse untereinander wie auch vom Erdgeschoß. Die Ecken der vorspringenden Risalite werden in den Obergeschossen durch Doppelpilaster betont, lediglich der Mittelrisalit und die Seitenfronten haben achsentrennende Pilasterstellungen.

Die eindrucksvolle Gleichförmigkeit des Ganzen wird nur belebt durch die etwas differenzierten Fensterformen. Im Erdgeschoß sind es Rundbogenfenster, die – rechteckig gerahmt – auf beiderseits eingerollten Konsolen ruhen. Die Rechteckfenster des ersten Obergeschoßes werden gerahmt von kleinen Pilastern, die ein Gebälk tragen, das in den Risaliten von einer Aedikula gekrönt wird. Die Fenster im zweiten Obergeschoß unterscheiden sich von diesen nur durch die etwas reichere Form der Aedikula. Sparsam werden einzelne Schmuckmotive gesetzt: am Gebälk über dem Erdgeschoß, in den Zwickeln der Erdgeschoßfenster und Eingänge und über den Fenstern des Hauptgeschosses in den Seitenflügeln.

Für den Klassizisten Gaab war mit dem Bau des Kronprinzenpalastes die Aufgabe gestellt, ein fürstliches Wohngebäude in die Flucht einer Straße zu stellen. Eine Aufgabe, die einige Jahre früher in München für eine ganze Straße – die Ludwigstraße – vorbildlich für Deutschland gelöst wurde. Hier war es Leo von Klenze, der im zweiten Jahrhundertviertel den klassizistischen städtischen Wohnbau schuf, bei dem notgedrungen andere Gesetze gefunden und angewendet werden mußten, als sie etwa für einen Schloßbau, rings umgeben von Parkanlagen, gelten. Bei dieser neuen Aufgabe verlor die Klassik als Vorbild an Bedeutung. „Die antiken Helden wohnten nicht in mehreren Stockwerken übereinander.“ Mit diesem Satz erklärt Klenze seinem Bauherrn, dem Kronprinzen Ludwig, in einem Brief vom 31. Dezember 1820 die Notwendigkeit neuer Stilprinzipien. Da man – und Klenze in ganz besonderem Maße – aber weiterhin die Antike und *nur* die Antike als die Trägerin wahrer Baukunst verehrte, ergab es sich von selbst, daß die Formen des neuen Wohnbaus denen der italienischen Renaissance – für die sich diese Probleme schon einmal gestellt haben – verwandt wurden.

Für Gaab war nichts naheliegender, als sich in dem damals modernsten und in künstlerischer Hinsicht führenden München Anregungen zu holen. Ein sowohl in seiner Bestimmung als auch in seiner Lage (von drei Straßen umgeben) nahezu gleichartiges



Karl-Theodor-Palais München: Aufriss der Fassade

Gebäude war das von Klenze in den Jahren 1828 bis 1830 für den Herzog Maximilian von Bayern-Birkenfeld erbaute Palais. (Später Karl-Theodor-Palais, 1938 im Zuge der unglücklichen Neuplanung Münchens von der Reichsbank eines geistlosen Neubauwillens abgebrochen.) Gaab hält sich zwar eng an dieses Vorbild, ohne es jedoch zu kopieren. Sein Bau ist im Grundriss differenzierter. Die Verklammerung von Mittel- und Seitenteil fehlt bei Klenze, der sein Treppenhaus auf eine Seite gelegt hat. Durch die Rückläufigkeit dieser Treppe gelangt man zwar unmittelbar in den mittleren Festsaal, Gaabs Treppenführung ermöglicht aber eine großzügigere Anlage des ganzen Mittelbaus. Klenze hat seine Hauptfassade dem Bau nur vorgelegt, die Seiten bleiben un gegliedert. Obgleich die Fassaden der beiden Bauten nahezu gleichartig gebildet sind, geben sie im Gesamten zwei vollständig verschiedene Baugesinnungen wider. Während Klenzes Bau seine Hauptausdehnung in der Horizontalen findet, während er gerade in dieser mächtigen und gleichzeitig flächigen Breitenlagerung seine Größe hat, wirkt Gaabs Fassade, obwohl sie um vier Achsen vermehrt ist, kürzer und höher. Sein um die inneren Seitenrisalite der Seitenflügel vermehrter Mitteltrakt ist breiter. Dennoch wird diese Breitenausdehnung gemildert durch die überhöhte Attika, die dem Ganzen des Baukörpers eine Höhentendenz verleiht, verstärkt noch durch die Seitenrisalite, die wesentlich schmäler sind als bei Klenze und dadurch höher wirken. Zwei nahezu gleiche, in ihrer Grundtendenz dennoch völlig verschiedene Bauten.

Es bleibt kein Zweifel, wer der größere Architekt ist. Und dennoch dürfen wir Gaabs Leistung nicht unterschätzen. Gaabs Kronprinzenpalais steht in Stuttgart an einem entscheidenden Punkt in der Entwicklung der Architektur des 19. Jahrhunderts. 1845 (bei Baubeginn) sterben Nicolaus Thouret und Giovanni Salucci, Hauptmeister des reifen Klassizismus. Drei Jahre später stirbt Georg Gottlob Barth, dem Gaab sehr verpflichtet ist. Gaabs Nachfolger wird Christian Friedrich Leins, der gleichzeitig mit dem Kronprinzenpalais die in die Zukunft weisende italianisierende Villa Berg erstellt, der 1854–1859 den von Knapp in etwas schematischen klassischen Formen begonnenen Königsbau in den gleichen Formen zu verbessern sucht, und der endlich von 1865–1876 die Johanneskirche im Feuersee in neogotischen Formen erbaut. Das Kronprinzenpalais von Ludwig Gaab steht in stilistischer Hinsicht genau an der Stelle, wo der Klassizismus beginnt in Historismus überzugehen.

*Schrifttum:* Paul Faerber, Nikolaus Friedrich von Thouret. Stuttgart, 1949. – Werner Fleischhauer-Julius Baum-Stina Kobell, Die schwäbische Kunst im 19. Jahrhundert. Stuttgart, 1952. – Oswald Hederer, Die Ludwigstraße in München. München, 1942. – Wilhelm Speidel, Giovanni Salucci. Stuttgart, 1936. – H. Stecker und H. Prechter, Das Karl-Theodor-Palais in München. Zentralblatt der Bauverwaltung, 58. Jg. 1938, Seite 1194. – Gustav Wais, Alt-Stuttgarts Bauten im Bild. Stuttgart, 1951. Die zitierten Akten bezüglich des Kronprinzenpalais befinden sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. – Die Planaufnahmen stammen von Dipl.-Ing. W. Tschermak v. Seysenegg und sind Eigentum des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Stuttgart. – Die einzige Aufnahme aus dem Innern, die mir bekannt geworden ist, befindet sich in Fritz Elsas, Stuttgart. Das Buch der Stadt. Stuttgart 1925, Seite 318.



Max-Egon-Saal der Hofbibliothek Donaueschingen. Barocker Bibliothekssaal, 18. Jahrhundert

## Die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek Donaueschingen

*Von Erna Huber*

Sie ist in Fachkreisen des In- und Auslandes gut bekannt und sehr geschätzt; wer aber von ihrer Existenz nicht weiß, wird an einem Ort mit 10 000 Einwohnern kaum eine öffentliche, wissenschaftliche Büchersammlung in der Größe einer mittleren Landesbibliothek vermuten.

Ein schlichtes Gebäude in der Haldenstraße beherbergt den stattlichen Besitz von nahezu 200 000 Bänden. Da das Haus nicht für seinen heutigen Zweck entstand, genügten Raumeinteilung und technische Einrichtungen den Bedürfnissen einer stark beanspruchten großstädtischen Bücherei nicht. Dafür aber umgibt die Hofbibliothek die anheimelnde Atmo-

sphäre einer alten, schönen, liebevoll zusammengetragenen und gepflegten Büchersammlung. Dieser Gegebenheit ist ausgezeichnet der erst 1953 eingerichtete neue Lesesaal angeglichen. 25 Wissensdurstige können in diesem hellen, gewölbten, zweischiffigen Raum ruhige und praktische Arbeitsplätze neben einer reichhaltigen Handbibliothek finden.

Modern in Einrichtung und Inhalt ist eine rund 2000 Bände umfassende, der Hofbibliothek angegliederte Volksbücherei, die für das Bedürfnis an guter Romanliteratur sorgt. Ausleihe und Benutzung sind kostenlos.

Die Hofbibliothek ist auch heute noch in Privatbesitz.

Ihr Unterhalt, ihre Pflege und ihr Zuwachs werden ausschließlich vom Hause Fürstenberg bestritten. Nicht immer war es ein Leichtes, den Bücherbestand zu erhalten und zu vermehren. Kriegsnöte und mancherlei Gefahren galt es zu überstehen, seit die Sammlung aus kleinen Anfängen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren Ausgang nahm. Der unablässige Sammeleifer humanistisch interessierter Fürstenberger wie – um nur zwei unter vielen zu nennen – Graf Wolfgang (1465–1509) und Fürst Froben Ferdinand (1664–1741) mehrte, schützte und verteidigte jedoch den Bücherbesitz. Als besonders glücklicher Umstand kam dazu, daß die durch Heirat in das Haus Fürstenberg aufgegangenen Adelsfamilien der Gegend ebenso leidenschaftliche Bücherliebhaber waren. Das gilt besonders von den

Grafen aus den Häusern Zimmern und Helfenstein. Die Vereinigung der verschiedenen Teile des Fürstenbergischen Bücherbesitzes in Donaueschingen geschah unter Joseph Wilhelm Ernst um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In diesen Jahren erhielt die Bibliothek dort auch ihre erste Stätte, einen großen, gewölbten Saal im Gebäude des Fürstenbergischen Archivs, dem heutigen Max-Egon-Saal. Seine kostbare, reichgeschnitzte Einrichtung hatte man aus der Bibliothek des Fürstenbergischen Schlosses Meßkirch übertragen.

Das folgende Jahrhundert brachte Neuerwerbungen in einem noch nie dagewesenen Ausmaß. Dabei tritt die Säkularisierung in den Hintergrund gegenüber der Erwerbung mehrerer geschlossener Privatsammlungen, deren inhaltlich überragendste bis heute die



Miniatuur aus Handschrift 325 (Anfang 16. Jahrhundert)

Bibliothek des Germanisten Josef Freiherrn von Laßberg (1770–1855) blieb. Aus seiner Sammlung stammt neben vielen anderen Kostbarkeiten (rund 11 000 Druckschriften und über 280 Handschriften) diejenige Handschrift, der die Hofbibliothek ihre Berühmtheit über die Grenzen Deutschlands hinaus verdankt: Die Nibelungenliedhandschrift C, eines von nur drei auf uns gekommenen Manuskripten. Um 1865, als Josef Viktor von Scheffels Nachfolger als Bibliothekar, K. A. Barack, zum erstenmal einen gedruckten Katalog aller Handschriften der Hofbibliothek herausgab, zählte er 925 Stücke. Sie wurden bis heute nochmal um rund 200 vermehrt.

Neben der Nibelungen-Handschrift sind unter den mittelalterlichen Manuskripten in deutscher Sprache besonders zu erwähnen: ein Doppelblatt des Merigarto aus dem 11. Jahrhundert, ein Exemplar von Wolfram von Eschenbachs Parzifal (14. Jahrhundert), einige der Werke des Rudolf vom Ems, darunter eine reich bebilderte Handschrift seiner Weltchronik (14. Jahrhundert). Neben diesen Pergamentcodices gibt es noch eine Anzahl Papierhandschriften aus dem Bereich der deutschen Literatur, so der Vigalois des Wirnt von Grafenberg, oder das Donaueschinger Liederbuch.

In deutscher Sprache geschrieben findet man auch eine frühe Pergamenthandschrift des Schwaben-Spiegels (um 1280), und aus dem späteren Mittelalter Roßarzneibuch, deutscher Kalender, Wappen- und Fechtbuch sowie zwei Totentanzbücher aus der Familie der Grafen von Zimmern. Von ganz besonderem kulturgeschichtlichem Interesse ist die verschiedentlich veröffentlichte Zimmersche Chronik, eine höchst amüsante und lebendige Schilderung ritterlichen Lebens im 16. Jahrhundert.

Den deutschen Handschriften stehen ebenbürtig die lateinischen Pergamenthandschriften gegenüber. Diese für den liturgischen Gebrauch oder zur privaten Andacht bestimmten Bücher sind besonders kostbar durch ihren Miniaturenschmuck. Um 1000 Jahre alt ist ein reichenauisches und ein St. gallisches Sakramenter (Vorgänger des Missale) auf rein weißem Pergament, in herrlicher, klarer Schrift mit Initialen in Gold und Blau und Grün auf Purpurgrund. Daneben zeigt die ständige Handschriften-Ausstellung im Max-Egon-Saal eine Reihe von Psalterien, Bibeln, Brevieren u. a. vom 11. bis zum beginnenden 16. Jahrhundert; alle mit prachtvollen Miniaturen geschmückt. Eine besondere Gruppe bilden die Gebetbücher für Laien, die sog. Stundenbücher. Ihre Schriftseiten sind neben Initialen und kleinen figürlichen Szenen im Text mit reichem Rankenwerk aus Blättern, Blüten,

Früchten umgeben und in den die einzelnen Gebetsanfänge markierenden ganzseitigen Miniaturen lebt die ganze reiche Bildwelt des 15. Jahrhunderts. Die größte Kostbarkeit unter den kirchlichen Büchern ist ein lateinischer Prachtpsalter aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Es stammt aus einer thüringischen, wahrscheinlich klösterlichen Buchmaler-Werkstatt, aus derselben, der wir auch einen der größten Schätze der Landesbibliothek Stuttgart, den Landgrafenpsalter, verdanken.

Ein reicher Besitz der Hofbibliothek sind auch über 500 Inkunabeln, die ersten Druck-Erzeugnisse nach Erfindung der „schwarzen Kunst“ bis zum Jahr 1500. Sie geben ein beredtes Zeugnis von der wahrhaft großen Kunstfertigkeit der frühen Drucker.

Einen großen Teil der Handschriften und Inkunabeln umgibt noch ihr alter gotischer Einband; darunter ein sehr kostbarer Lederschnitt-Einband des 14. Jahrhunderts. Sie alle sind katalogmäßig erfaßt und bilden den Grundstock zu einer umfangreichen Sammlung schöner Ledereinbände vom 14. Jahrhundert bis in unsere Tage.

Dem ehemaligen Hoftheater verdankt die Hofbibliothek ihre aus Druckwerken und Manuskripten bestehende Musikalien-Abteilung. Auch darunter befinden sich viele einmalige und kostbare Stücke.

Die Druckschriften der Hofbibliothek umfassen alle Wissensgebiete. Es wurden jedoch im Hinblick auf schon vorhandene Sammlungen einige Gruppen bevorzugt gepflegt, so die deutsche Literatur und Sprachwissenschaft der laßbergischen Bibliothek wegen; oder Kunstgeschichte im Hinblick auf die Fürstlich Fürstenbergischen Kunstsammlungen. Über die selbstverständlich vollständig gesammelte Literatur über das Haus Fürstenberg und die Fürstenbergischen Lande hinausgreifend, bereicherte man den Bücherbesitz durch zahlreiche, die umliegenden südbadischen Gebiete und die deutsche Geschichte betreffenden Werke.

Eine reichhaltige Büchersammlung, in Bestand und Entwicklung einer Landesbibliothek ähnlich, befindet sich fern von einer Großstadt im stillen Donaueschingen. Die zunehmende Zusammenarbeit der Bibliotheken wird es jedoch mit sich bringen, daß Deutschlands größte Privatbibliothek einer intensiveren Benutzung zugeführt wird.

Die Wissenschaft wird diesen Vorteil ganz besonders zu schätzen wissen, handelt es sich doch um eine in ihrem Bestand altgewachsene und nicht kriegsgeschädigte Sammlung, ein Vorzug, der um so mehr zu schätzen ist, als die Zahl solcher Bibliotheken in Deutschland nicht mehr sehr groß ist.

# Die erdgeschichtliche Entstehung der Bodenseelandschaft

Von Edwin Grünvogel

Worte reichen nicht hin, die Schönheit der Bodenseelandschaft zu schildern. Da liegt der See und entzückt unser Auge durch den wundersamen Liebreiz seiner täglich wechselnden Farben und Stimmungen. Doch das ist's nicht allein, ein Zweites, noch Entscheidenderes tritt hinzu: Von den himmelstrebenden Bergriesen der benachbarten Alpen bis zu den Vulkankegeln des Hegau ist hier auf kleinem Raum ein Reichtum und eine Mannigfaltigkeit der Formen gebreitet, wie sie nur besonders begünstigte Gebiete der Erde von gütiger Schöpferhand als Gnaden geschenk empfingen. Diese Vielgestaltigkeit der Landschaft ist aber kein Zufall, sondern – wie könnte es auch anders sein? – das Erzeugnis einer ebenso reichen und wechselvollen geologischen Geschichte.

Im Süden die Alpen. Ein Sinnbild der Kraft und der überragenden Größe der Natur, zum paradiesischen Bild der Seelandschaft kontrastierend und doch so notwendig als Ergänzung dazugehörig, als gäbe es keinen Bodensee ohne ihre dräuenden Häupter im Hintergrund, künden sie schon landschaftlich die überwältigende Bedeutung, die ihnen für das ganze erdgeschichtliche Werden im Bodenseeraum zukommt. Alles, was hier sich tätigte, ist auf sie direkt oder indirekt zurückzuführen. Zuvörderst haben wir uns also mit ihrer Entstehung und Entwicklung zu beschäftigen. Wo sie heute ragen, war zuvor durch lange Zeiträume Meer gewesen, die Tethys, von der das heutige Mittelmeer nur ein kläglicher Rest ist. Erst um die Wende der Kreide- zur Tertiärzeit, \* vor etwa 60–70 Millionen Jahren (für menschliche Maßstäbe eine ungeheuer lange Zeit, jedoch wenig gegenüber den 2 Milliarden Jahren geologischer Erdentwicklung) entstiegen sie als zunächst niedrige Insel den Fluten des Ozeans. Das neue Festland wuchs immer höher, wurde zu Mittelgebirge und erreichte schließlich schon nahe dem Ende der Tertiärzeit, in der sogenannten pontischen Stufe des Pliozäns, vor etwa 8 Jahrmillionen Hochgebirgsdimensionen. Die Alpen sind also in geologischem Sinn ein junges Gebirge. Welche Kraft diese Gesteine emporschob, wis-

sen wir noch nicht eindeutig und sicher. Jedoch wie es zuging und was sie erreichte, ist, wenigstens in rohen Zügen, bekannt. Vor allem, es handelte sich nicht um ein einfaches Empordrücken, sondern um einen Zusammenschub, wobei ganze Schichtkomplexe, Deckfalten oder kurz Decken genannt, über andere nach Norden hinübergeschoben wurden, wo ein altes Widerlager (heutige deutsche Mittelgebirge) der Nordbewegung ein Ziel setzte. So ist es kein Wunder, daß je größer der Zusammenschub, die Decken immer höher gerieten, besonders wenn mehrere übereinander zu liegen kamen. Natürlich wäre das bei dem Riesengewicht der bewegten Gesteinsmassen nicht möglich gewesen, wenn nicht die oben angegebenen unermeßlich langen Zeiträume zur Verfügung gestanden hätten. Das Arbeitsergebnis von Jahrmillionen setzt sich aus winzigen Beträgen der jährlichen Bewegung zusammen. Dadurch wird auch verständlich, daß dabei im einzelnen auch härteste und sprödeste Gesteine sich zu Falten, vergleichbar denen eines Teppichs, zusammenschieben ließen. Andererseits gab es beim Schub oder an ihn anschließend auch Zerreißungen und Schollenverschiebungen entlang von Sprüngen (Verwerfungen). Seit diesen gewaltigen Geschehnissen hat die im Gebirge besonders kräftige Abtragung durch Eis und Wasser dieses kräftig zertalt und erniedrigt, doch kann der Fachmann aus den Ruinen den ursprünglichen Bauplan noch wohl erkennen.

Ganz hinten im Süden sehen wir vom See aus die Drei Schwestern, die Scesaplana und Zimba als besonders auffällige Teile der Nordstirn der obersten dieser Schubmassen, der oberostalpinen Decke. Nicht sehr weit nördlich dieses Gipfelzuges beginnt die unterste, die helvetische Decke, die alles umfaßt, was von dort bis zum Säntis und Hochälpele je einschließlich an Gebirge vor uns liegt. Näherhin unterscheiden wir von ihr in unserem Gebiet zwei Teildecken. Von den beiden ist die „Säntisdecke“ am meisten dem Gelände eingeprägt. Wer von der Schwägalp die Nordwand des Säntis vor sich sieht, glaubt eine zwar mächtige, aber regelmäßige Folge normal übereinander abgelagerter Gesteinsschichten zu sehen. Genaue Untersuchung lehrte aber, daß sich an der Wand der Schrattenkalk zwischen anderen Schichten aus der Kreidezeit dreimal wiederholt, es sich also um

\* Tertiär nennt man einen verhältnismäßig jungen, der Eiszeit direkt vorangehenden geologischen Zeitabschnitt, seine Unterabteilungen von alt zu jung sind Paleozän, Eozän, Oligozän, Miozän, Pliozän.



Strand bei Horn am Untersee

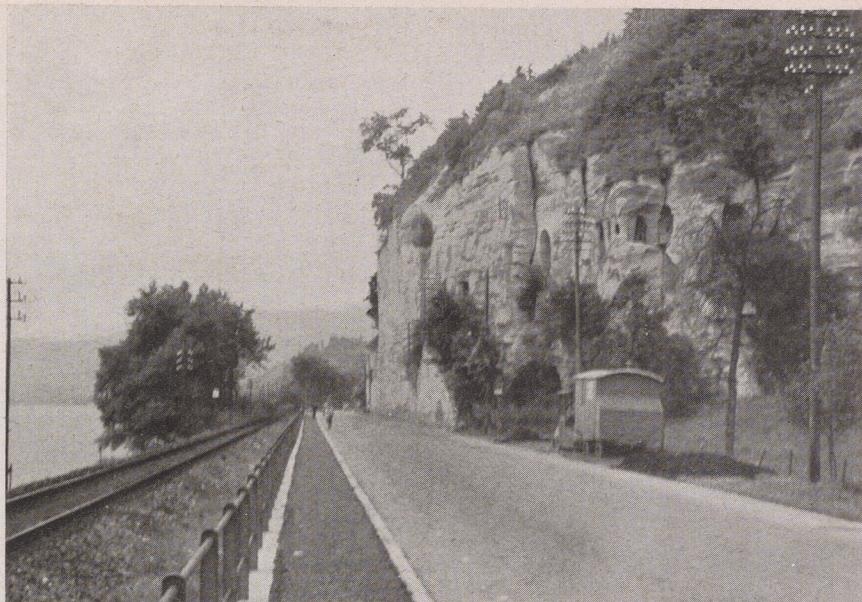
Aufnahme Schwenkel

zwei aufgeschobene nach Norden umgelegte Falten handelt, deren Gewölbeteil der Abtragung verfiel. Tatsächlich zeigt ein Querschnitt durch das Säntisgebirge von Süd nach Nord in z. T. prächtigen Aufschlüssen, daß dieses Massiv in sich mehrfach gefaltet ist, so daß hohe Gewölbe und tiefe Mulden der dasselbe zusammensetzenden Kreideschichten in der genannten Richtung wiederholt miteinander wechseln. Diese Faltenrücken streichen von hier nach Ost zum Rheintal hinüber, wo man meint, sie endigen zu sehen, jedoch erscheinen sie östlich des Rheins so gut wie alle wieder im Vorarlberger Kreidedreieck und sind in diesem weit nach Osten nachweisbar. So gehören Breitenberg und Säntis demselben Gewölbe an, ebenso Staufen spitze und Altmann, der Hohe Freschen und die Churfürsten. Von beiden Seiten, vom Säntis wie von der Staufen spitze her, brechen diese von West nach Ost ziehenden Gewölbe an zahlreichen sie querenden Verwerfungen staffelförmig zum Rheintal hin ab. So sind denn seine ihnen parallelen Ränder selbst Verwerfungen, das Alpenrheintal ein Grabenbruch, nur einige halbabgesunkene Schollen wie der Kummenberg steigen unvermittelt aus seiner Ebene hervor.

Wir haben bisher von der Säntisdecke gehandelt. Sie wurde, vom Nordrand des Gotthardmassivs stammend, bis hierher dem darunterliegenden Gestein aufgeschoben. Auf sie wurde eine zweite helvetische Decke

verfrachtet, die man ultrahelvetische Decke nennt. Ihr Gestein wird unter dem Namen Flysch zusammengefaßt. Sie ist zum großen Teil wieder abgetragen. Immerhin gehören ihr an das Damülser Horn, die Hohe Kugel und das Hochälpele.

Während der Dauer der Alpenfaltung, d. h. während der ganzen Tertiärzeit, gab es noch keinen Bodensee, jedoch entstanden damals die Gesteine, die überall an seinen Ufern und in ganz Oberschwaben den festen Sockel bilden, auf dem sich später die lockeren Ablagerungen der Gletscher aufstapeln konnten. Jene Tertiärgesteine sind nichts anderes als der nachträglich verbackene Schutt der werdenden Alpen. Denn vom ersten Augenblick an, wo sie schüchtern ihr Haupt über den Meeresspiegel erhoben, waren sie der kontinentalen Abtragung ausgesetzt, die nur um so kräftiger wuchs, je höher sie sich emporschoben. Entsprechend dem ihnen zu Anfang mitgegebenen Inselcharakter waren die Alpen vorerst von dem nördlich zu ihnen gelegenen damaligen Festland Europa durch einen breiten zunächst lange mit Meer gefüllten Trog getrennt, der nach Art eines Ärmelkanals vom Mittelmeer an der Rhonemündung über unser Gebiet bis Wien reichte. Er war das gegebene Becken, in das die Ströme der Alpeninsel, soweit sie nach Norden entwässerten, die mitgeführten Gesteinstrümmer schütteten. Fast in seinem ganzen Querschnitt stapelten sie sich auf. Ganz im Süden am unmittelbaren



Steilküste des Überlinger Sees aus Molassesandstein

Aufnahme Schwenkel

Alpenrand (Rigi, Speer, Pfänder) blieb in mächtigen Deltas hauptsächlich das grösste Material liegen, faustgroße Gerölle, nachträglich zu „Nagelfluh“ verbacken. An sie schlossen sich nach Nordwesten Sande, mit der Zeit in Sandsteine verwandelt, zuletzt, weit von der Küste, Tonschlamm, auch Kalk. Alle diese vielgestaltigen alpinen Sedimente zusammen, deren genauere Untersuchung uns wichtige Schlüsse über die Einzelheiten und die Gesamtdauer der Alpenwerdung erlaubt, heißen Molasseablagerungen. Im ganzen gesehen aber wechselte das Schicksal des Troges nur nach der Höhenlage seines Bodens. Das Molassemeer (untere Meeressmolasse) zog sich in der späteren Oligozänzeit aus ihm zurück, dieses füllte sich mit einem Süßwassersee (untere Süßwassermolasse). Zu Beginn des Miozäns kehrte das Meer zurück (obere Meeressmolasse), um im späteren Miozän erneut auszusüßen. Der Molassetrog war keine zufällige Senke, sondern die „Vortiefe“ der alpinen Schubmasse, eine gesetzmässig dem Nordrand des Gebirges vorgelagerte Einwölbung und Einsackung des Geländes, dauernd gezwungen ihm voran nach Norden zu wandern (die untere Meeressmolasse östlich von Appenzell, noch nicht im Bodenseegebiet). Als er auf diesem Wege die Gegend der heutigen Donau erreicht hatte, war er von den Ablagerungen der Alpenflüsse völlig zugeschüttet und trockengelegt, die Alpen damit – zu Ende des Miozäns – endgültig dem Festland Europa angeschweift. In der heutigen Donau

sehen wir den letzten Rest des Troges, im Schwarzen Meer das nach Osten zurückgedrängte Molassemeer. Der Vorwärtsdrang der Alpen nach Norden war aber damit noch nicht zu Ende. Und so falteten sie denn in der nachfolgenden Zeit, der pontischen Stufe des Pliozäns, zuletzt den südlichsten, unmittelbar an sie anschliessenden Teil der nagelfluhreichen Deltaablagerungen, die sie bis dahin in den Molassetrog geschüttet hatten, d. h. die ganze Folge der Molasseschichten, ob im Meer oder im Süßwasser gebildet, zu einem mächtigen Gewölbe empor, dessen höchster Bogen allerdings seither durch Verwitterung wieder abgetragen wurde. Dieses Gewölbe ist als fortlaufender Bergzug mittlerer Höhe vom Schwarzen Grat über den Pfänderrücken zum Appenzeller Bergland dem eigentlichen Gebirge nördlich angefügt und mildert, als Voralpen bezeichnet, den schroffen Gegen- satz desselben zum Vorland. Genauerhin wurde sogar der Südschenkel des Gewölbes auf den Nordschenkel aufgeschoben. Der Pfänderrücken selbst besteht nur aus miozäner Molasse, St. Gallen, wie er, dem Nordschenkel zugehörig, liegt gerade an der Grenze zwischen oberer Süßwassermolasse im Nordwesten und oberer Meeressmolasse im Südosten. Wie schon angedeutet, bilden die Molasseablagerungen auch den Sockel der ganzen übrigen Bodenseelandschaft. Nagelfluh tritt dabei allerdings, je weiter weg vom Gebirgsrand, immer mehr zurück und ist bei Überlingen schon fast ganz von Sandsteinen, ja



Blick vom Pfänder in die Rheintalebene (zugeschüttete Bucht des Bodensees)  
Aufnahme Schwenkel

Tonen und Kalken abgelöst. Nicht immer ist dieser Molassesockel sichtbar. Denn an seiner Oberfläche ist er in der Regel von später darauf gelagertem Gletscherschutt überdeckt. Meist kommt er nur an steilen Hängen oder senkrechten Wänden, wo er von Schutt entblößt ist, uns vor Augen, vorausgesetzt, daß er sich überhaupt über den Seespiegel erhebt. So haben wir von Lindau bis über Friedrichshafen hinaus Flachufer, weil hier der Spiegel nicht mehr von den Molassegesteinen selbst, sondern nur noch von den sie überlagernden vom Gletscher hergeführten Lokerkermassen erreicht und überschritten wird. Das hängt damit zusammen, daß sich unmittelbar nördlich vom Pfänder an sein Gewölbe eine lange, wenn auch seichte Mulde der Molasseschichten anschließt. Weiter nach Nordwesten hebt sich der Muldenschenkel ganz langsam, aber andauernd wieder aufwärts, so daß die Molasseglieder, eines nach dem anderen, wieder dem Wasser entsteigen. Zuerst bei Meersburg ist es die sandig-tonige obere Süßwassermolasse, bei Überlingen sieht man unter dieser auch die sog. Heidenlöcherschichten der oberen Meeressmolasse erscheinen und in mächtigen Kliffen den See begleiten, zu deren Füßen für Bahn und Straße nur mühsam Platz geschaffen werden konnte. Ganz am Westende des Überlinger Sees, bei Sipplingen und an der Ruine Bodmann, steigt die noch tiefere untere Süßwasser-

molasse mit ihren buntleuchtenden roten und grünen Tonen bis hoch über den Spiegel empor. Deswegen haben wir von Meersburg an nach Westen wieder Steilufer, wie ja alle Steilufer des Sees aus Molasse bestehen. Westlich aber vom Zeller- und Gnadensee liegt die Hegausenke, aus der die Ruinen mächtiger Tuffvulkane als gewaltige Bergklötze aus Phonolith und Basalt (Hohentwiel, Hohenstoffeln usw.) hoch emporragen und ein Landschaftsbild von wundervoller Eigenart zaubern, zum Reichtum des Bodensees ein neues Kleinod fügend. Auch dieser Vulkanismus ist ein Kind der Alpen. Das bei ihrem Schub unterirdisch nach Norden gedrückte Magma fand im Jungtertiär durch diese Schlote den Ausweg nach oben. Ihre Aschen wurden teilweise bis zum Heiligenberg und bis Bischofszell verweht.

So bestand während der ganzen Tertiärzeit eine enge Schicksalsgemeinschaft des Bodenseeraums mit den Alpen. Nun aber ist die Tertiärzeit vorüber, die Entstehung des Gebirges und alles, was mit dieser zusammenhing und in unsere Gegend ausstrahlte, im wesentlichen abgeschlossen. Da erfolgte in der dem Tertiär als kurzes Anhängsel von 600 000–800 000 Jahren Dauer folgenden Eiszeit von den Alpen her ein neuer Impuls, der die ganze Bodenseelandschaft und noch vieles andere Gebiet hinzu noch weiter formte und wandelte. Der Rheingletscher nämlich,



Blick vom Pfänder auf die Mündungen der korrigierten Flüsse: Bregenzer Aach und Rhein mit ihren Kiesablagerungen, sowie auf die alten Rheinläufe Rohrspitz und Alter Rhein

Aufnahme Schwenkel

gewaltig angeschwollen, fand gleich den anderen Alpengletschern im Gebirge nicht mehr genügend Platz und quoll als einheitliche, zeitweise bis zu einem Kilometer mächtige Vorlandseismasse in unser Gebiet, ja bedeckte dazuhin noch mehr oder weniger weite Teile Oberschwabens. Das von ihm im Gebirge losgerissene Schuttmaterial, das er unter sich mitgeschleppte, blieb nach seinem Abschmelzen als Grundmoräne liegen, soweit es nicht durch Flüsse – meist nicht weithin – verlagert wurde. Das zusammen sind die Lockermassen, die den Rücken des Molassesockels zu bedecken pflegen. Mit Sicherheit hat sich ergeben, daß der Gletscher mindestens viermal vorrückte. So haben wir näherhin vier Eiszeiten, getrennt durch Zwischeneiszeiten mit warmem Klima, in denen sich das Eis ins Gebirge zurückzog. Die Entdeckung einer aus astronomischen Größen errechneten Strahlungskurve machte dann wahrscheinlich, daß jede dieser vier Eiszeiten wieder in zwei (z. T. drei) Gletschervorstöße zu zerlegen sei. Offenbar ist man im ersten Eifer in der Angleichung der Geländegegebenheiten an dieses Schema etwas zu weit gegangen, so daß man heute vielfach der Strahlungskurve mit wahrscheinlich zu großer Skepsis gegenübersteht. Da über diese Fragen die Akten noch nicht geschlossen sind, muß ich hier darauf verzichten, zu ihnen näher Stellung zu nehmen, und mich auf die Darstellung der genannten vier Eiszeiten beschränken. Bei jeder

Vereisung schütteten die Schmelzwasser des Gletschers in mächtigen Vorlandströmen Schotter auf. Da aber die vermehrten Schmelzwassermengen der Zwischeneiszeiten jedesmal neue tiefere Täler in den Molassesockel schnitten, entstanden Schotterterrassen verschiedener Höhenlage, bei jeder jüngeren Eiszeit tiefer als bei der vorhergehenden. Die ihnen entsprechenden Eisrandlagen sind bei den beiden letzten Eiszeiten im Gelände deutlich und vollständig gekennzeichnet, während die der beiden ersten von den späteren weithin wieder zerstört wurden. Die Vorlandschotter der ersten oder Günzeiszeit, „ältere Deckenschotter“ genannt, liegen am Westende des Sees (auf dem Schienerberg, dem Bodanrücke, an den Steinbalmen) 300 Meter, die „jüngeren Deckenschotter“ der zweiten oder Mindeleiszeit 200 Meter über dem Seespiegel, beide direkt an den gleichzeitigen Eisrand anschließend. In der folgenden Riß- oder Haupteiszeit legte sich der Gletscher über ganz Oberschwaben und überschritt bei Sigmaringen sogar die Donau. Seine Stirn gehört dem Bodenseeraum nur im Hegau an, wo er allein den Hohenhöwen unbedeckt ließ. Dagegen reichte der Gletscher der vierten oder Würmeiszeit, dessen Ablagerungen erst die größte Verbreitung im Bodenseegebiet besitzen, nur bis Schussenried, im Hegau ließ er auch den Hohenstoffeln frei, bedeckte aber noch den Hohentwiel, Hohenkrähen und Mägdeberg. Die Schmelzwasser



Doppelfalte im Kreidegebirge bei Reuthe im Bregenzer Wald

Aufnahme Grünvogel

des Rißgletschers (Hochterrasse) flossen nur noch 30 Meter, die des Würmgletschers (Niederterrasse) nur noch 10 Meter über den heutigen Flüssen.

Der Bodensee entstand erst in der Eiszeit. Genauer gesagt war er auch in der Günz- und Mindeleiszeit noch nicht da. Denn es wäre absurd, anzunehmen, daß unmittelbar neben seinem tiefen Becken die Flüsse 300 bzw. 200 Meter über seinem Spiegel geflossen seien. Dagegen zeigen die niederen Täler der Riß-Würm-Zwischeneiszeit bereits Entwässerung nach Süden zu ihm hin. Demnach fällt die Entstehung des Bodenseebeckens etwa in die dritte Eiszeit, liegt also mindestens 180 000 Jahre zurück. Das war aber noch nicht der Bodensee selbst, sondern nur sein Becken, das vorerst mit dem Eis des Rißgletschers gefüllt war. Erst in der Riß-Würm-Zwischeneiszeit sammelte sich darin das Wasser zum See, der aber wieder weichen mußte, als der Würmgletscher vom ganzen Becken Besitz ergriff. Es entsteht die Frage nach den Ursachen der Entstehung des Bodenseebeckens. Penck erklärt es als ein vom Gletscher ausgehobeltes und übertieftes, Albert Heim als ein durch Rücksinken der Alpen ertrunkenes Tal. Man braucht nicht zu leugnen, daß der eine wie der andere Vorgang stattfand und Wasseransammlungen, d. h. Seenbildung, hervorrief. Aber auch zusammen vermögen sie die Bildung des Beckens in seiner tatsächlichen Form und Begrenzung nicht zu erklären. Denn unmittelbar vor Beginn der Eiszeit floß der Rhein, wahrscheinlich in

der Schussensenke, nach Norden zur Donau, weil damals die Oberfläche des Molasselandes sich nach Norden neigte, in derselben Richtung bewegte sich dann der Gletscher. Welche dritte Kraft – das ist die Kardinalfrage – hat das Tal und den Gletscher mitten während der Eiszeit aus der ihnen eigenen Süd-Nordrichtung sozusagen gewaltsam in die Längsrichtung des Bodensees, nach WNW, umgebogen? Genaue Untersuchungen von Schmidle und anderen ergaben, daß das Bodenseebecken ein grabenförmig abgesunkenes Stück der Erdrinde vorstellt, daß seine steil zur Tiefe führenden Längsränder Verwerfungen sind, die sich nachweisbar als solche auch in das Land hinein fortsetzen und von Parallelverwerfungen auf diesem begleitet werden. Sie haben dem Tal ihre eigene Richtung aufgezwungen. Es ergibt sich folgendes großzügige Bild: Die tiefste Achse des Sees ist der Überlinger-See-Graben, in ihn mündet bei Konstanz der Unterseegraben, wodurch sich nach Osten die Breite des Sees verdoppelt, zuletzt wird die ursprüngliche Breite durch den bei Manzell hereinkommenden Markdorfer Graben für den ganzen weiteren Ostteil des Sees verdreifacht. Ja nach neuerer Feststellung mündet zwischen Romanshorn und Rorschach ein vierter Grabenbruch, von West (Frauenfeld, Bischofszell) kommend, in den See. Das Bodenseebecken ist also seinem eigentlichen Wesen nach ein System von Grabenbrüchen.

Das nunmehr gebildete Bodenseebecken wurde be-



Drumlin bei Oberraderach

Aufnahme Grünvogel

sonders bedeutsam für die umfassende Auswirkung des letzten, des Würmgletschers, auf die ganze umgebende Landschaft, in erster Linie während seines komplizierten Rückzugs. Bei seinem Hauptvorstoß war er, wie wir schon wissen, bis Schussenried gelangt. Von dort aus zog er sich ins Gebirge zurück, drang aber, ehe er dort endgültig verblieb, wahrscheinlich noch einmal in unser Land vor in dem (allerdings von manchen angezweifelten) Achenvorstoß älterer Benennung, bei dem er nur noch den Westrand des Sees und das Gebiet des Heiligenbergs, Höchsten und der Waldburg erreichte (sein Nordrand gekennzeichnet durch die sogenannten inneren Jungendmoränen). Auf diesem Weg nach Norden vermochte der bergen fließende Gletscher die unter ihm liegende Grundmoräne nicht mehr weithin zu transportieren, jedoch noch zu runden und im Sinne seiner Bewegung zu formen. So erzeugte dieser Nachstoß die Drumline, rundliche, in der Fließrichtung des Gletschers langgestreckte und, gleich dieser in fächerförmiger Orientierung, zu Hunderten und aber Hunderten den Molasseschollen im ganzen Umkreis des Sees außer dem Gebirgsanteil aufgesetzte Hügel, welche geradezu die charakteristischen Kleinformen der Bodenseelandschaft bilden. Besonders schöne Drumlinegebiete sind die Gegend zwischen Wangen, Lindau und Tettnang, die Umgebung von Raderach und der Bodenrücken, als Einzelbei-

spiele von Drumline seien der Hoyerberg bei Lindau und Berg und Oberraderach nördlich von Friedrichshafen genannt. Auf dem endgültigen Rückzug vom Stand der inneren Jungendmoränen nach Süden machte der Würmgletscher mehrere Male halt. Diese seine Stillstandsanlagen erkennen wir ähnlich wie bei den Höchstständen der großen Vereisungen heute noch im Gelände durch Endmoränenkränze, mehr aber noch durch ihre Randströme. Die dem Eis entweichenden Schmelzwasser konnten nämlich weder nach Norden (weil das Gelände nordwärts anstieg), noch nach Süden (weil hier die Gletscherwand den Weg zum See versperrte) abfließen, es blieb ihnen also nur der Weg nach Westen dem Eisrand entlang, also quer zu den heutigen Hauptflüssen. Grundsätzlich gleich zu erklärende Täler größeren Maßstabs in Norddeutschland nennt man bekanntermaßen Urstromtäler. Solche Randströme schütteten, besonders wenn das Gefälle aufhörte und sich deshalb Stauseen zwischenschalteten, gewaltige Mengen von Kies und Sand auf, deren Oberflächen als langgestreckte tischgleiche Ebenen heute noch im Gelände auffallen, besonders wenn von den Randflüssen aufeinanderfolgender Rückzugslagen herrührende und deshalb verschiedene Höhenlage besitzende solche Aufschüttungsebenen nahe zusammengerückt als Folge von Terrassen auftreten (z. B. Argenterrassen). Ein ins Gelände eingegrabener geschiebarmen Randstrom

lief über Urnau nördlich des Gehrenbergs und mündete bei Überlingen in den gleichnamigen See. Denn gerade so weit hatte sich damals der Gletscher im Bodenseebecken ostwärts zurückgezogen. Nicht lange, dann war das Eis bis über Seefelden hinaus zurückgedrängt. Hier trat in den bis zu dieser Ortschaft ostwärts verlängerten Bodensee ein jüngeres südlicheres Urstromtal, das ihm die Wasser der Urargen über Taldorf, Teuringen, Markdorf südlich des Gehrenbergs zuführte. In ähnlicher Weise können wir das Zurückweichen des Eispfropfens nach Südosten und das Nachdrängen des Wassers von Westen her auch fürderhin Stück für Stück verfolgen. Endlich bei einer Spiegelhöhe von 410 Meter, 15 Meter über der heutigen, war das ganze jetzige Bodenseebecken mit Ausnahme eines kleinen Stücks zwischen Lindau und Bregenz eisfrei geworden. Ja wir wissen, daß der Bodensee nach weiterem Rückgang des Gletschers bei einer Spiegelhöhe von etwa 400 Meter noch viel südlicher, über Vandans, ja über Chur hinaus, reichte.

Das ist das Werden des Sees und seiner Landschaft.

Seit dem ersten Emportauchen der Alpeninsel aus dem Meere haben hier in Millionen von Jahren die verschiedensten geologischen Kräfte der Erde ihr reiches Werk getan. Darob dies Wunder an Schönheit, so recht zu unserer Freude geschaffen. Der Bodensee selbst, der erst nach dem letzten Rückzug des Würmgletschers aus unserem Gebiet, also vor wenigen Zehnjahrtausenden, endgültig von seinem Becken Besitz ergriff, ist in geologischem Sinn so jung als wäre er vom heutigen Tag. Seither ist er nach obigem durch die Ablagerungen des Rheins schon stark verkleinert worden. In schwächerem Maße beteiligen sich auch die anderen Zuflüsse an seiner Zuschüttung. Das wird bei natürlicher Entwicklung so weitergehen und schließlich wird er von dem hereingeschleppten Kies, Sand und Schlamm völlig zugefüllt und damit verschwunden sein. Bis dahin werden aber, auch ohne Gegenwirkung des Menschen, mindestens 100 000 Jahre vergehen, geologisch gesehen ebenfalls eine kurze Zeit. Näheres über diese Vorgänge habe ich schon in Heft 4, 1951 dieser Zeitschrift berichtet.

## Täglich rollen Millionenwerte

Rangierbahnhof Kornwestheim in moderner Auswirkung

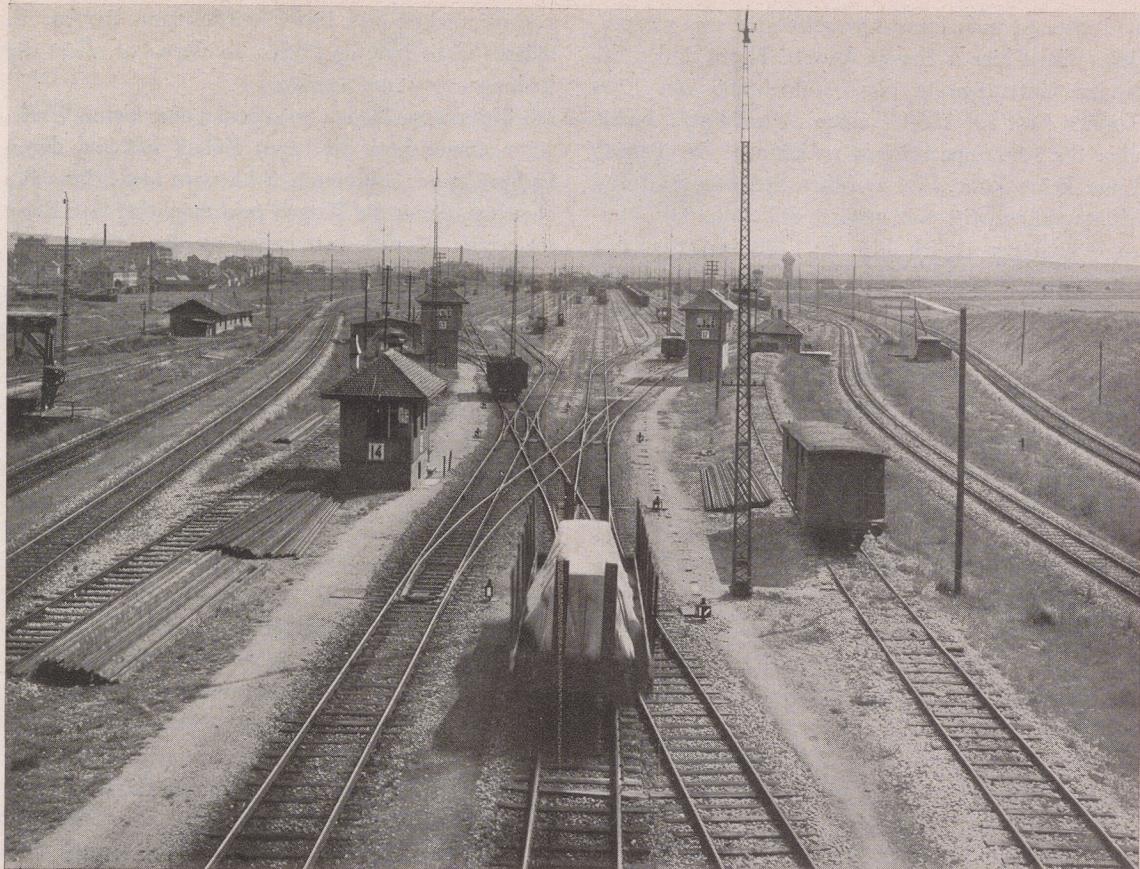
Von Ottmar Hess

Fruchtbar ist das Land und schwer die Erde, die im Herzen des Schwabenlandes zwischen Ludwigsburg, Zuffenhausen und Korntal liegt. Im Herbst wogen reifende Felder im wehenden Wind und hoch beladene Gefährte mit Zuckerrüben rollen den nächsten Verladestationen zu. Uralte Tradition wird zur Unterlage moderner Verkehrsgestaltung auf dem Weg vom Rhein zur Donau und in diesem Brennpunkt, inmitten glücklicher Landschaft, liegt Kornwestheim.

Einst eine kleine Station an der Hauptbahn, wo täglich einige hundert, später vielleicht tausend Berufstätige aus- oder einstiegen, hat sie sich seit Eröffnung des Stuttgarter Nahverkehrs grundlegend gewandelt. Dabei gibt es rundum noch genug ländliche Motive,

auch als Kornwestheim zur Stadt erhoben wurde. Zu Ende des Ersten Weltkriegs war der zentral gelegene Rangierbahnhof nahezu fertig geworden, die Planierraupen verschwanden, die Berge von Schotter waren verteilt und blitzblanke Schienenstränge durchzogen eine riesige Fläche. Am 26. Juni 1918 wurde die damals mächtigste Bahnstation (nach Mannheim) eröffnet. Dabei wissen die wenigsten, welche Millionenwerte Stunde um Stunde über den Ablaufrücken von Kornwestheim rollen, Werte, die Tausende von arbeitsamen Menschen hervorgebracht haben, um sie Hunderttausenden dienstbar zu machen. Und doch atmet Kornwestheim nicht den Geruch der Eisenbahn aus.

Etwas Liebliches liegt in der weiten Landschaft ver-



Der Ablaufrücken des Rangierbahnhofs Kornwestheim

Bildarchiv Heß

borgen, etwas schwäbisch Anheimelndes, denn neben dem glühheißen Schotter zwischen den Schienen jubilierten Lerchen im Blauhimmel. Einen Steinwurf daneben Kornblumen und roter Mohn, reifende Kartoffelfelder und rollende Wagen. Eine geglückte und dabei ungewollte Synthese von Natur und Technik kann nur im Schwabenland existieren, wo Technik und Landschaft von altersher befreundet sind. Nun war Kornwestheim aufgewacht. Seit bald vierzig Jahren werfen die hohen Bogenlampen ihren Schein bis zur Landeshauptstadt und durch das Dunkel glühen Weichenlaternen, als gelte es, den rollenden Rädern den Weg durch die Nacht zu weisen. Gleis liegt neben Gleis, Schwelle an Schwelle. Die Anlage wurde zum zweitgrößten Rangierbahnhof des Südens, denn Untertürkheim und Söflingen war längst der Rang abgelaufen. In Mannheim sprach man von Kornwestheim, ebenso in Karlsruhe, Saarbrücken,

Frankfurt oder München und Ulm. Kornwestheim war zu einem Begriff der Eisenbahner geworden. Das Gesamtgelände ist über 3,5 Kilometer lang, rund 500 Meter breit, auf ihm liegen 130 Kilometer Gleise verteilt, 18 Stellwerke bedienen etwa 600 Weicheneinheiten. Den Hauptanteil am Verkehrsaukommen wird der Laie wohl kaum sichtern, denn er fällt in die Nachtzeit, wo die langen Güterzüge aus dem Ruhrgebiet, vom Schwarzwald oder aus Bayern eintreffen. Seit der Elektrifizierung sind hier etwa 107 Dampf- und 36 elektrische Lokomotiven beheimatet und 8 Rangierloks versehen den Verschiebedienst. Der Lokschuppen enthält alle modernen Einrichtungen an Schlosserei, Schmiede usw. Große Öl- und Fettlager sind angegliedert und gen Süden versorgt ein Wasserturm mit Entkalkungsanlage den Betrieb. Neben der Drehscheibe liegen die „Kohlenställe“. Tausend Rädchen greifen ineinander

und alles ist aufs feinste ausgeklügelt, was menschlicher Geist hier aufbauen konnte. Hier werden die langen Güterzüge in Nord-Südrichtung von 1500 Tonnen Last auf 1300 Tonnen „erleichtert“, um sie über die Albrampe bringen zu können. Der Betrieb kennt keine Ruhe. Erst zwischen Sonntagabend und Montagmittag tritt eine gewisse Stille ein. 88 Güterzüge kommen täglich hier an, 100 verlassen den Bahnhof, während etwa 32 Züge nur durchlaufen, meist mit Leerwagen für das Ruhrgebiet.

Der Leser mag fragen, was ihm mit dieser technischen Schilderung gedient ist, denn er kennt noch nicht das Geheimnis eines modernen Rangierbahnhofs und die kleinsten Dinge vollziehen sich meist in der Stille. Die Seele des Ganzen liegt nämlich in einer kleinen „Bude“ auf dem Scheitelpunkt des Ablaufrückens, vor dem selbst die längsten Züge zum Halten kommen. Hier beginnt das Geheimnisvolle. Nach Prüfung der Begleitpapiere trennt ein Beamter die eingelaufenen Wagen. Wie Brüder sind sie bisher miteinander gerollt, am Rücken von Kornwestheim schlägt die Trennungsstunde und nun beginnen die Heinzelmännchen ihr Spiel, dem Kinder und Erwachsene von der eisernen Straßenbrücke aus stundenlang zusehen können, denn es ist nimmermüde und wiederholt sich in stets neuen Variationen.

Weit hinten an den ersten Häusern von Ludwigsburg verfängt sich der Rauch einer Rangierlok im Laub der Kastanien. Die dunkle Signalscheibe zeigt jetzt einen senkrechten weißen Strich und langsam setzen sich die Wagen in Bewegung. Neben dem Gleis steht ein Beamter zur Überwachung der Fahrzeuge, während ein zweiter sich in der kleinen Bude befindet. Dort ist die Gleismeldeapparatur untergebracht, welche durch einfachen Tastendruck den Stellwerken die Richtungsgleise angibt, in welche die Wagen abrollen sollen. Schon rollt das erste Fahrzeug bergab. Gleis 24 Mannheim! Rasch folgt das nächste: Gleis 19 München, Gleis 26 Karlsruhe! Und folgsam rollen die Wagen in die entsprechenden Gleise, wo sie sich zu neuen fahrbereiten Zügen ansammeln. In weiterem Abstand sind Gleisbremsen eingebaut, falls ein Fahrzeug sich zu dicht dem vorausgehenden nähern und aufprallen würde. Es ist nämlich keine kleine Kunst, die Wagen rechtzeitig abzufangen und ihre Geschwindigkeit so zu regeln, daß sie nur in Schritt-

geschwindigkeit auf ihren Vordermann treffen. Es müssen nicht nur die Puffer, sondern vor allem die Ladungen geschont werden.

Für Unterwegsschäden ist nebenan eine kleine Werkstatt eingerichtet, die regen Zulauf hat und deren Fachkräfte aus Schreinern, Schlossern und Schmieden bestehen, damit die Wagen rasch möglichst ihre Reise fortsetzen können. Inzwischen werden in den Aufstellgleisen neue Fernzüge gebildet, welche den Bahnhof nach Osten verlassen. Aber auch in der Gegenrichtung treffen die Züge pausenlos ein, welche volle Bierwagen vom Bayerischen, Langholz vom Schwarzwald, Kalkschotter von der Alb bringen. Neuerdings verfügen die Rangierloks über Sprechfunk und ab und zu hört man das Echo eines Lautsprechers über das stille Land.

Wagen aller Gattungen laufen über Kornwestheim, vom Rheinland und von der Saar, von München, vom Arlberg und Bodensee. Ein Bremer Wagen bringt Bananen, ein Rheinländer hat mächtige Stahlkonstruktionen geladen, ein Augsburger nimmt leere Bierfässer in seine Heimat mit. Auf Plattformwagen unterbricht heller Schotter das Grau des Betriebs, Schnittholz atmet noch den Harzduft der Wälder, Kesselwagen erzählen von Benzin und Dieselöl. Auch „Ausländer“ kommen zahlreich über Kornwestheim, nicht nur die EUROP-Wagen, welche bereits eine kontinentale Heimat haben, sondern Österreicher, Jugoslawen, Schweizer, Holländer, Franzosen, ja mitunter auch Ungarn und Rumänen, kurz: wo die Eisenbahn Normalspur besitzt. Kornwestheim ist längst international geworden und das zu Recht.

Dabei ist es kein seelenloser Betrieb, denn rote Geranienstücke leuchten von den nahen Häusern und weiße Wäsche flattert im Wind und Kinder rufen sich Kosenamen zu, die auch nur bei uns zuhause sind. Und doch ist Kornwestheim ein Zeugnis schwäbischer Tatkraft und Arbeitsfreude geblieben. Im letzten Krieg traf ich eine schwere Güterzuglok in Polen mit der Aufschrift „Kornwestheim“, die hierher verschlagen worden war, und sofort stand mir die Heimat wieder nahe. Weil aber noch keinem Rangierbahnhof bisher ein Lob gesungen wurde, möge es diesmal der Fall sein, und jeder Eisenbahner ist sich bewußt, daß unser schwäbisches Kornwestheim dieses Loblied wirklich verdient hat.

# Um was es heute geht

Heimatliche Aufgaben unserer Tage

Von Wilhelm Kohlbaas

Längst sind die Zeiten dahin, wo Forschung und Belehrung, liebevolle Pflege heimatlicher Einzelzüge und Erhaltung des Überlieferten aus den örtlichen Spenden eines allgemeinen Wohlstandes die beschauliche Tätigkeit der Heimatvereine ausmachten.

Das Tempo einer anderen Epoche, die Bilanz einer allgemeinen Erschütterung, die Spuren weitgreifender Zerstörung und, daraus erwachsend, der Meinungsstreit um neues Schaffen und Gestalten haben diese Aufgaben tiefgreifend gewandelt und die Heimatpflege, sicherlich von ihr ungewollt, in dieser raschen unduldsamen Zeit in eine gelegentlich beinahe kämpferische Aktivität hineingezwungen. Schauen wir über unsere Grenzen hinaus, so stehen alle gleichgerichteten Organisationen vor demselben Problem, vor den gleichen Streitfragen und Entscheidungen.

Als sich im September 1956 die deutschen Heimatbünde zum „Tag der Deutschen Heimatpflege“ im alten Bamberg trafen, traten aus dem Rahmen der geplanten Vortragsfolge spürbar zwei Themen als besonders dringlich heraus:

Unser Verhältnis zur neuzeitlichen Baugestaltung und der Schutz unseres Heimatbildes gegen die immer brutalereren Auswüchse der Außenreklame. Zu beiden wurden Entschließungen gefaßt, die wir nachstehend im Wortlaut bekanntgeben mit dem Appell, daß sie nicht nur, wie so manche Resolution, als schöne Theorie unter den Tisch fallen, sondern gelesen, beherzigt und tätig befolgt werden mögen. Aber diese Stellungnahmen erschöpfen sich keineswegs in grundsätzlichem Protestieren: vielmehr beginnt die Entschließung zur Baugestaltung bewußt positiv mit der Bejahung des Bauschaffens als einer nationalen Notwendigkeit, – die wir in der zweiten Entschließung der Außenreklame in ihrer heutigen Erscheinungsform durchaus absprechen.

\*

Zu beiden Punkten seien einige grundsätzliche Ausführungen gestattet.

Die Bamberger Entschließung des Deutschen Heimatbundes vom 22. September 1956 lautet:

Wir bekennen uns zur Baugestaltung in den Formen und mit den Mitteln unserer Zeit. Wir warnen aber davor,

den Begriff der persönlichen Freiheit in der Baukunst zu übersteigern. Auch im zwanzigsten Jahrhundert geht es nicht ohne Bindungen und ohne Rücksicht auf die Nachbarschaft im engeren und weiteren Bereich.

Wir rufen alle Bauschaffenden, Bauherren und Behörden auf, sich ihrer Verantwortung gegenüber dem Charakterbilde der Landschaft, der Dörfer und Städte bewußt zu bleiben.

Der eigentliche und höchste Sinn des Bauens ist und bleibt: *Heimat zu schaffen*.

\*

Unser Schwäbischer Heimatbund hat die hier vertretenen Gedankengänge schon seit Jahren immer wieder betätigt. Davon geben die vielfachen gemeinsam mit dem *Bund Deutscher Architekten* durchgeföhrten Arbeitstagungen Zeugnis, so die anfangs Oktober für den hohenlohischen Raum im Beisein zahlreicher Abgeordneten und Landräte, auch aus den benachbarten nordbadischen Bezirken, in Mergentheim durchgeföhrte, bei der der Vorsitzende die programmatiche Einstellung betonte, daß wir, die wir mit ganzem Herzen an dem alten Bild unserer Dörfer, Städte und Täler hängen, doch niemals den Zweck unseres Bundes darin sehen werden, uns starr und unzugänglich um jedes alte Sparrenwerk und jeden stickig-romantischen Wassergraben zu verkämpfen oder alte Trachten und Tänze kramphaft wieder zu beleben, wie das so oft in verzerrter Form von seiten der Fremdenindustrie zum Schaden echter Volkstumspflege geschieht.

Nichts anderes kommt immer wieder auch in unserer Ortsgruppenarbeit zum Ausdruck, wie es – als einer für viele – Professor Hanson (Technische Hochschule Stuttgart) in einem Vortrag über „Wiederaufbau und Denkmalpflege“ ausführte: daß der konservative Charakter des Erhaltens und Bewahrens doch nicht immer wieder als rückständige Abgeschlossenheit gegenüber den Anforderungen der Gegenwart mißdeutet werden sollte – und erst recht nicht als Verkennung der Forderungen der Zukunft!

Hier dürfen wir eine besondere Verpflichtung betonen, deren wir uns bewußt sind und die wir manchen radikalen Neugestaltern, die ihre Ideen heute als alleingültig ansehen, nicht genug ans Herz legen

können: auch ein späteres Geschlecht soll in dem, was heute nach so unendlicher Zerstörung in geradezu einmaligen Planungsmöglichkeiten gestaltet werden kann, dereinst sein Heimatbild sehen, in ihm sein Heimatgefühl verankern können! Daß dessen Voraussetzungen heute vielfach ganz andere sind als in der malerischen Traulichkeit von einst, die gelegentlich auch manchem technischem und hygienischem Fortschritt verschlossen war, weiß niemand besser als wir, die wir ständig in diesen Fragen arbeiten!

Zur Übersicht über lange Gewordenes gehört die Erkenntnis, daß auch das heute Entstehende nicht ewig sein wird. Wer selbstbewußt und diktatorisch der Umwelt den Stempel seiner Auffassungen aufdrücken will, soll sich daher sagen lassen, daß auch seine Ideen in wenigen Jahrzehnten als überholt verworfen sein können. Aus der Erkenntnis, daß keine Generation das Schaffen der künftigen bevormunden oder vorwegnehmen darf – (also bitte niemals „für Jahrtausende!“, auch ihr Planer von heute nicht!) – folgt für uns das Gebot, uns keinesfalls reaktionär gegen einleuchtende moderne Erkenntnisse zu stemmen, wohl aber von jeder radikalen Lösung, die zu irreparablen Endgültigkeiten führen kann, eine besonnene gründliche Abwägung zu fordern, bei der denn auch stets gerecht geprüft werden soll, was am Überkommenen erhaltungswürdig und erhaltungsfähig geblieben ist.

Ist das zuviel verlangt? Es ist doch nur die Forderung der Zweckmäßigkeit, der Sparsamkeit und dann allerdings auch ein wenig der Pietät. Der Natur des Bauens ist nur zu leicht eine ungeduldige Dynamik eigen, – (wir sagen es ohne jede polemische Schärfe, wenn auch mit dem Blick auf manche baugeschichtliche Erfahrung) – sie braucht nicht immer zum himmelstürmenden babylonischen Turm, sie kann auch zu einer grundstürzenden Umgestaltung der Landschaft führen, und gerade heute wird dabei über raschem Fertigwerden-Wollen zu leicht die „Staete“ vergessen, mit der einst alles wahrhaft Große und Bleibende entworfen und geschaffen wurde. Es ist ein Trugschluß, mit der Beschleunigung technischer Vollendungsmöglichkeiten als Symptom unseres Jahrhunderts auch das Tempo des Reifens menschlicher Planung entsprechend verkürzt sehen zu wollen!

Wir unsererseits möchten uns keinesfalls für unfehlbar halten. Keine Stelle, die etwas Neues plant, soll bei uns auf voreingenommene Opposition stoßen. Bei wie vielen Gelegenheiten haben wir uns schon erboten, uns am runden Tisch über Bedenken auszusprechen, die ja schließlich an uns, als Verein, aus

dem Kreise interessierter Mitglieder und Staatsbürger vertrauensvoll, oftmals besorgt herangetragen werden. Keinesfalls soll das Ausdruck eines unberechtigten Anspruchs sein, gewissermaßen wie eine verantwortungslose Nebenregierung in alle Entscheidungen hineinzureden! Wenn uns unser Bemühen gelegentlich irrigerweise als solche Anmaßung verdacht wird, wollen wir desto lieber hervorheben, wie doch manche aufgeschlossene Stellen mit der natürlichen Freude an sachlicher Erörterung eines Vorhabens eine Betrachtung von verschiedenen Gesichtspunkten nur begrüßt haben.

Man ist an dieser Stelle versucht, in einem Exkurs über Demokratie zu untersuchen, wie sich die Kluft zwischen der Omnipotenz der Ämter und dem Untertanenverstand einst und jetzt verengt oder erweitert haben mag; doch statt zu vieler Worte mag lieber kurz zusammengefaßt werden, daß gerade auf diesem Gebiete die echte Persönlichkeit, die ihren Nimbus nicht erst aus dem Spiegel des Amtes borgen muß, die Probleme stets spielend meistert, – vielmehr daß es bei ihr gar keine „Probleme“ dieser Art gibt. Die glücklichste und erstrebenswerteste Form der Zusammenarbeit finden wir darum überall dort, wo uns die Angehörigen des öffentlichen Dienstes nicht nur als *Amtspersonen* begegnen, sondern unsren Reihen persönlich angehören. Die Distanzierung zwischen amtlichem und persönlichem Interesse an einem solchen Gegenstand, früher in unserem Lande fast undenkbar, würde uns für die Zukunft nicht als Fortschritt erscheinen!

Gerne erwähnen wir hier mit großem Dank die vielen Stellen, die, beginnend bei der Landesregierung und den Regierungspräsidien, unserer Arbeit freundliches Gehör, Verständnis und Förderung angedeihen ließen. Sie wissen es – und wir unsererseits möchten es einmal vor unseren Mitgliedern, Lesern und Freunden recht deutlich herausstellen, daß der Staat, so weit er auch mit den Wandlungen der Zeit in frühere Reservate der Privat-Initiative eingedrungen ist, doch gerade auf dem Gebiet der Heimatpflege nicht alles allein tun kann und nicht tun soll! Denn Heimat ist – vorerst noch!!! – etwas Individuelles, Persönliches, das der Staat, als Ausdruck der Gesamtheit aller, schirmen und fördern, aber nicht normen und lenken soll. Mit der höchst dankenswerten Förderung des Landes suchen wir vielmehr in erster Linie zu besorgen, was auf dem Wege der *staatsbürgerlichen* Initiative anstatt der behördlichen (wir wollen gewiß nicht gleich rufen: bürokratischen) Regelung anzufassen ist. So wie sich diese Fragen in den großen

Rahmen weiten, suchen wir unserer Grenzen wie unserer individuellen Rechte bewußt zu bleiben und dürfen als Beispiel den intensiven Kontakt nennen, den wir schon früh zu den Ansätzen der *Landesplanung* aufgenommen haben. Wer unsere Arbeitsberichte (speziell „Wachsende Gemeinde“!) aus allen Teilen des Landes nachblättert, wird bestätigt finden, wie sehr uns daran gelegen war, in dieser wichtigsten Aufgabe künftiger Gestaltung mit den zuständigen Stellen in der ausgezeichneten Fühlung zu bleiben, die wir nicht minder deren entgegenkommender Bereitschaft zu danken haben.

Es fällt neben dieser Befriedigung wenig ins Gewicht, daß in andern Ländern die finanzielle und aktive Förderung durch staatliche Stellen intensiver und augenfälliger geregelt ist; wir hoffen vielmehr, daß das *Heimat-Interesse der Mitbürger selbst* lebhaft genug bleibe, um uns im selbstgesteckten Rahmen die Erfüllung unserer Aufgaben zu gestatten, ohne bei jedem Schritt bei der öffentlichen Hand Hilfe zu suchen, die doch nicht *allein* die „offene“ sein sollte, wo es um ein so allgemein berührendes Anliegen wie die Heimat, nach unserer Meinung das höchste!, geht. Ist es zu anspruchsvoll oder etwa bettelhaft, zu fragen, ob beim Blühen von Handel und Industrie, bei ihrer Ausdehnung und Repräsentation jetzt, da die Wunden des Zusammenbruchs vielfach so gut vernarbt sind, nicht auch die Stunde gekommen sein könnte, da manch bodenständiges und nicht minder ein gastlich eingebürgertes *Wirtschaftsunternehmen* sich auch dieser Förderung als eines „*nobile officium*“, einer Ehrenpflicht erinnern möchte?

Wir dürfen dies an dieser Stelle so offen erwähnen, eben weil wir einem Bund, der diesen gemeinnützigen Zielen lebt, eine starke Aktionsfähigkeit aus der *freiwilligen* Hilfe des ganzen Landes, nicht etwa aus dessen Haushaltssquellen wünschen mögen. Daß für manches von uns mitbetreute Kapitel, wie Architektur-, Denkmals- und Landschaftspflege, im Vergleich zum Steueraufkommen des Landes in Baden-Württemberg noch viele Wünsche offenblieben, ist von berufener Seite, wie durch den Mund von Professor Hanson (siehe oben) und anderer bei manchem Anlaß laut geworden.

\*

Wenn wir – und mit uns all die Freunde, denen wir diese Gedankengänge mitteilen – bei dieser Gelegenheit den besonderen Wunsch haben, zum *Herzen der heimischen Wirtschaft* zu sprechen, so meinen wir damit aber wirklich nicht ihren Geldbeutel, sondern die echte Heimatverbundenheit, die einst ganz selbst-

verständlich zur Wesensart so manches ihrer vorbildlichen Wirtschaftsführer gehörte; wir vermissen sie heute so oft, so augenfällig die Erfolge sonst sein mögen, bei der Einpassung ihrer Werke in die Landschaft, die ja schließlich uns *allen* gehört. Auch hier hoffen wir zuversichtlich, daß Verständigungsbereitschaft und guter Wille mehr erreichen mögen als Proteste und Denkschriften. Eines aber sei herausgehoben – weil es, als ein Krankheitssymptom unserer Zeit, alle Bundesländer gleich angeht: es ist die Grenzen- und Zügellosigkeit der *Reklame*.

Der Entschließung des „Deutschen Heimattages“ in Bamberg vom 23. September 1956 haben Vertreter nicht nur aller Heimatvereine, sondern ebenso der Länder und der Wissenschaft aller Sparten, kurz aller um die Bewahrung unserer Kultur besorgten Kräfte vorbehaltlos zugestimmt. Wir geben sie nachstehend im Wortlaut bekannt.

Die Verschandelung des deutschen Heimatbildes durch Übergriffe der Außenreklame nimmt immer mehr überhand. Diese Entwicklung lässt sich vor dem verpflichtenden Erbe deutscher Kultur und Landschaft nicht länger verantworten.

Nötige Eigenwerbung in guter Form und in bescheidenen Ausmaßen soll unbestritten bleiben. Der öffentliche Raum darf jedoch nicht Tummelplatz skrupelloser Profitgier, besonders für den Übertrumpfungskampf einzelner Markenfirmen werden.

Die Landschaft, und dazu gehört auch der Luftraum, ist von jeglicher Reklame freizuhalten. Die Markenreklame darf auch nicht auf Fahrzeuge Dritter übergreifen. Die vom Bundestag mit sehr großer Mehrheit geforderte Verschonung der Autobahnen ist auch auf die übrigen Landstraßen auszudehnen.

Die Reklame in Stadt und Dorf muß straff gezügelt werden. Die derzeit bestehenden gesetzlichen Vorschriften reichen bei weitem nicht aus und widersprechen einander zum Teil. Nur eine *bundeseinheitliche Rahmen gesetzgebung* kann eine befriedigende Lösung bringen. Diese Regelung durch ein Bundesgesetz fordern wir.

Maßlose Reklame ist *optischer Lärm* mit den gleichen gefährlichen, entnervenden Auswirkungen wie der akustische.

Die Rücksicht auf die Verkehrssicherheit und die Gesundheit des Volkes erfordert gebieterisch und unverzüglich strenge Maßnahmen gegen die heutige Willkür. Bund, Länder, Kreise und Gemeinden, nicht zuletzt die werbungstreibende Wirtschaft selbst, und alle sonst am Heimatbild, an der körperlichen und seelischen Volks gesundheit und an der Verkehrssicherheit beteiligten Verbände und Persönlichkeiten werden aufgerufen, sich mit Nachdruck für die Verwirklichung dieser Forderungen einzusetzen.

Mögen diese ernsten Vorstellungen nicht nur auf diesen Kreis beschränkt bleiben, sondern ein offenes Ohr und Herz gerade bei denen finden, in deren Hand es liegt, derartigen Übeln Einhalt zu gebieten!

Klar und deutlich wollen wir uns also auch hier gegen geflissentliche Mißdeutungen wehren, die heutzutage in der Taktik des Meinungskampfes so beliebt sind: Wir sind auch keine prinzipiellen Werbefeinde, nur wünschen wir der Werbung eine Wirkung durch Idee und Können, während sie heute jedem unausweichlich in Massen eingehämmert wird, wie die ewige Wiederholung einer politischen Parole, bis es „sitzt“. Wir wehren uns gegen die uniforme Versklavung durch aufgezwungene Vorstellungen, die verbündet ist mit der Rücksichtslosigkeit gegenüber jedem individuellen Feingefühl – und das keineswegs nur in Deutschland! Man mag in Frankreich auf ein Stadtbild zufahren, über dem der gotische Meister seine Kathedrale weitragend auftürmte – und muß die Schnapsreklame in Kauf nehmen, die einem ebenso weithin entgegenknallt. Man sucht die Toscana und fährt zwischen überlebensgroßen Schildern, die alle hundert Meter „Campari“ oder ähnliches androhen. Wozu eigentlich? Man weiß doch ohnehin, daß man dergleichen trinken kann, und man fährt nicht nach Italien, um das zu lernen. Die Regierung hat das Reklame-Monopol vergeben, um vom Erlös die Straßen zu erhalten, sie will es ja nur dem Reisenden leicht machen! . . .

Aber dürfen wir noch glauben, daß wir hier so viel besser seien? Dem berechtigten Aufruf des Deutschen Heimatbundes wäre kaum noch etwas hinzuzusetzen als die Frage: fühlen die Männer von Aktivität, Geist und – wie wir angesichts so vieler imposanter Werkbauten sagen dürfen – Männer von *Geschmack*, die wir in der Führung unserer Wirtschaft tätig sehen, nicht ein bißchen mehr die Verpflichtung, hier das ihre gegen schändliche Auswüchse tun und in ihrem Kreis selbst mit für unsere berechtigten Gedanken eintreten zu müssen? – Auch das wäre also eine Werbung, die wir wahrlich bejahren möchten und die die Fonds vielleicht weniger belasten würde, an denen – auch das darf einmal gesagt werden – durch die Steuerbegünstigung wir alle mittragen, die doch unter der Knute dieser Reklame seufzen!

Was hier zusammengefaßt ist, wird bald formeller, bald massiver täglich unter den verschiedensten Gesichtspunkten aus allen Ecken des Landes und nicht zuletzt aus seinem Zentrum an uns herangetragen. Wir haben der *Werbung* hier einen besonderen Platz eingeräumt, weil sie in ihrer Maßlosigkeit bereits

geradezu mit zu einer Gestalterin unseres Heimatbildes geworden ist. Der Reklameballon, der uns mit der Aufschrift seiner Firma vor der Nase pendelt und sich jedem in die Aussicht auf die Heimatlandschaft drängt, gestaltet, mißgestaltet ihr Bild mit einer Penetranz und Dauerhaftigkeit mit, die sich so wenig wegwischen läßt wie dort eine groteske Wandbemalung, Beschilderung oder die schmerhaft unausweichliche Anstrahlung jedes abendlichen Ausblicks. Wem gehört denn heute „der gestirnte Himmel über mir?“ Dem, der die stärkste Reklame bezahlt. Es ist keine dankbare Aufgabe, Einschränkungen zu fordern, die mit dem Begriff von Grenzen auch den von Verboten wachrufen. Wir meinen indessen, Grenzen seien schon immer dagewesen und zum Teil sehr leichtherzig überschritten worden. So ist denn hier ein deutliches Wort, noch besser: entschiedenes Handeln! –, längst am Platze.

\*

Was aber über diesen leidigsten Punkt hinaus die weitere Gestaltung unserer Heimat angeht, so haben wir uns darüber klar zu sein, daß gerade das, was in diesen jetzigen Jahren geschieht oder unterlassen wird, ihr Bild über unsere eigenen Tage hinaus unwiderruflich beeinflussen kann. Darum muß jetzt jeder auf dem Plan sein; mit dem altschwäbischen Sonderrecht, hinterher zu brutteln, ist der Sache dann nicht mehr abzuhelfen. Wir wollen auch durchaus nicht nur in der Rolle des nörgelnden Besserwissers zusehen, sondern uns nochmals zu der Einsicht bekennen, daß jede Planung, die im dichtbesiedelten Raum Künftiges schaffen will, notwendig über manch bisherigen Zustand hinwegschreiten muß. Wir suchen jede echte Notwendigkeit willig zu verstehen – was aber unseren Protest herausfordert und stärksten Widerhall finden sollte, sind *Eigenwilligkeit* und *Rücksichtslosigkeit*, die unseres Erachtens mit „Plänen“ im überlegten, alles betrachtenden Sinn nichts zu tun haben. Was auf diesem Gebiet an Unwiderruflichem und Greulichem hier und dort geleistet wurde, zählen wir in Einzelbeispielen nur deshalb nicht auf, weil uns Nerven und Mittel für streitige Auseinandersetzungen fehlen, die über Stil und *Geschmack* nur zu gerne mit dem Schwergewicht des größeren Einflusses ausgetragen werden. Wir leben in einer seltsamen Welt der Widersprüche: hier Baubegrenzungen bis auf den Zentimeter, begründet mit Gemeinschaftsrücksichten, die man gerne respektieren möchte, wo Vernunft nicht Unsinn wird – dort himmelanstürmende Ungeheuer individueller Baupekulation, die die Wohltat der Freiheit zur Plage

machen, wenn sie in das altvertraute Bild brutal den Stempel eigener Willkür hineinklotzen.

\*

Wo ist hier der rechte Mittelweg? Wir sind täglich um ihn bemüht, auch wenn wir dabei vielleicht manchem zu konzessionsbereit, andern zu kritisch scheinen mögen. Sehen wir aber Sinn und Zweck unserer Heimatbemühungen in der Förderung des Zusammenlebens in unserem Lande, so ist das erste Gebot im

Planen, im Werben, im Bauen die gegenseitige Rücksicht durchzusetzen, ohne die alle Worte von Freiheit, Gemeinsinn und Grundrechten hohle Phrasen bleiben. Seien wir alle – auch die Nichtmitglieder des Heimatbundes sind – eingedenk, daß weder Staat und Stadt noch der Einzelne für sich alleinstehet, sondern daß das Wesen aller nur eben durch die Heimat bestimmt ist. Daraus folgt ein Anspruch auf Einordnung, der heute vielfach noch deutlicher gehört werden sollte!

## Julius Baum zum 75. Geburtstag

am 9. April 1957

Noch ein Jahr, und es wird ein halbes Jahrhundert sein, daß Julius Baum, der Sohn einer angesehenen Wiesbadener Kaufmannsfamilie, Stuttgart zu seiner Wahlheimat bestimmt hat. Er hatte 1905 in Tübingen bei Konrad Lange promoviert und sich dazu ein Kernproblem der schwäbischen Kunstgeschichte ausgewählt, die Werke des bedeutenden württembergischen Renaissancebaumeisters Heinrich Schickhardt. Galten seine späteren Forschungen vornehmlich der Kunst des Mittelalters, so blieb doch die württembergische Spätrenaissance noch immer seine stille Liebe! Baum wurde im Jahr 1908 Assistent an der Staatssammlung vaterländischer Altertümer und wie Peter Goessler wenige Jahre zuvor auf dem Gebiet der Archäologie und der Vor- und Frühgeschichte die wissenschaftliche Arbeitsweise in die Museumsarbeit bei uns eingeführt hat, so folgte ihm darin Baum im kunstgeschichtlichen Bereich. Man muß sich heute vor Augen halten, wie unerforscht damals unsere schwäbische Kunstgeschichte noch war: Man war über die ersten Forschungen von Männern wie Mauch, Grüneisen, Klemm, Paulus und Keppler wenig nur hinausgekommen, und die soeben erschienenen Arbeiten von Schütte und Stadler über die spätgotische Plastik in Schwaben bedeuteten erst einen Anfang in der neuen kunstgeschichtlichen Arbeit. Das Kunstdenkmälerwerk, die Kunst- und Altertumsdenkmale Württembergs, hatten sich gerade auch erst mit den ersten von Gradmann bearbeiteten Bänden wissenschaftlicher Methoden angeglichen, damals ein gewaltiger, in heutiger Sicht ein bescheidener Fortschritt den älteren Bänden des Werks gegenüber. Baums erster Inventarisations-Auftrag war der des Ober-

amts Biberach. Der Band ist 1909 erschienen. Er hatte das Forscherglück, dabei in wissenschaftlich kaum bearbeitete Gebiete vorstoßen zu können. Schon 1911 erschien in engster Beziehung zu diesen Arbeiten das Buch „Ulmer Plastik um 1500“, in dem erstmals die Arbeiten der beiden Syrlin, Schaffners, Mauchs und anderer Ulmer zu gliedern versucht wurde. Alle späteren Forschungen auf diesem Gebiet hatten von dem heute noch wichtigen Buch auszugehen. Kurz vor Kriegsausbruch war der Inventarband des Kreises Geislingen abgeschlossen. In monumental Form wurden nun die Arbeiten über die schwäbische Bildnerei zusammengefaßt in dem Katalog „Bildwerke des 10.–18. Jahrhunderts der kgl. Altertümersammlung 1917“, der neben der kritischen Katalogisierung der Museumsbestände eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Plastik in Württemberg enthielt. Den Abschluß der Ulmer und oberschwäbischen Studien bildete dann das erst 1921 erschienene Werk „Gotische Bildwerke Schwabens“, das in einer damals ganz neuen Weise die geistigen und religionsgeschichtlichen Hintergründe der kunstgeschichtlichen Entwicklung untersuchte. Neben anderen Gelegenheitsarbeiten zur württembergischen Kunstgeschichte übernahm Baum 1913 die Herausgabe des stattlichen Bandes „Stuttgarter Kunst der Gegenwart“, für das er selber wesentliche Kapitel schrieb. Der junge Kunsthistoriker nahm am künstlerischen Leben Stuttgarts der Vorkriegszeit sehr lebhaften Anteil und setzte sich in einer Reihe von Aufsätzen und Artikeln kampflustig für die neuartige Architektur Theodor Fischers ein, so für das Kunstgebäude und die Pfullinger Hallen.

Im Jahr 1919 hat Baum sich, dem die Gabe der freien und lebendigen Rede besonders geschenkt war, an der Techn. Hochschule habilitiert und trat fast gleichzeitig als Konservator vom Museumsdienst in den der Denkmalpflege über. Eine stattliche Reihe ausgezeichneter Erwerbungen verdankt das Landesmuseum der rund 15 Jahre währenden Tätigkeit Baums, nur einige wenige können hier genannt werden, so die Madonna aus Mariaberg und ein Johannes Evangelista aus Ebratshofen um 1200, die Muttergottes aus Weiler um 1340, eine Maria im Wochenbett aus Buchau um 1400, das Dornstädter Altärchen und die Madonnen aus Pfärrich um 1440 und aus Braunau um 1525.

Die Tätigkeit am Landesamt fand 1924 ihren äußeren Abschluß mit der Übernahme der Leitung des Ulmer Museums. Freilich, der Band der Kunstdenkmäler des Kreises Münsingen, eine Gemeinschaftsarbeit mit Ernst Fiechter von 1926 bekunden ein weiteres Wirken im Rahmen der Denkmalpflege. In Ulm bot sich die Aufgabe, ein reichhaltiges und wertvolles Museum neu einzurichten und nach modernen wissenschaftlichen ästhetischen Grundsätzen zu ordnen. Diese Arbeit fand damals allgemeine Anerkennung. Als Neues fügte Baum dem Arbeitsgebiet des Ulmer stadtgeschichtlichen Museums noch eine kleine Galerie zeitgenössischer Kunst bei, besonders von Impressionisten und der damals noch keineswegs allgemein anerkannten Expressionisten. Führungen, eine sehr rege Vortragstätigkeit und eine außerordentliche Aktivität machte das Ulmer Museum zu einem Mittelpunkt des Ulmer Kulturlebens, wobei die stadt- und kunstgeschichtlichen Interessen und die Pflege der modernen Kunst nebeneinander gleichwertig auf ihre Rechnung kamen. Die Enthebung Baums aus seinen Ämtern im Jahr 1934, der bald auch die aus seiner Lehrtätigkeit an der Techn. Hochschule folgte, traf das Ulmer Museum sehr hart. Es war ein Glück, daß gerade noch das umfassende Werk „Plastik und Malerei des Mittelalters in Deutschland, Frankreich und Britannien“ die Frucht jahrelanger Studien, hatte erscheinen können. Diesem Buch waren noch, um bei der kunstgeschichtlichen Literatur unseres Landes zu bleiben, 1924 eine Darstellung der niederschwäbischen Plastik und 1929 der Katalog der Plastiksammlung der Rottweiler Lorenzkapelle vorangegangen.

Die Jahre notgedrungener, doch nur scheinbarer Inaktivität, von 1939 an im Schweizer Exil, erweisen sich von der Rückschau aus doch sehr fruchtbar. Eine Fülle von Forschungsergebnissen fanden in Büchern

und Aufsätzen ihren Niederschlag. Nur die drei wichtigsten seien hier genannt, La Sculpture Mérovingienne 1937, Frühmittelalterliche Denkmäler der Schweiz, 1943, und Kirchliche Bildwerke des Bernischen Historischen Museums, 1941. Sie gehörten alle dem Bereich der frühmittelalterlichen Forschung an, der sich Baum schon seit den späten zwanziger Jahren in vielen Einzelstudien zugewandt hatte, und die nun im Vordergrund seiner Interessen blieb.

Im Jahr 1946 kehrte Baum, zum Direktor des Württ. Landesmuseums berufen, in seine Wahlheimat zurück, trotz der vielen bitteren Erlebnisse, ohne Resentiments, was auch heute noch ebenso der besonderen Hervorhebung würdig ist, wie dies, daß der Flüchtling in der Schweiz sich trotz allem immer als treuer Deutscher bekannt hat!

In den Jahren vor der Währungsreform waren alle Arbeiten außerordentlich erschwert. Ein besonderes Verdienst in diesen Jahren bleibt, daß Baum trotz der Notzeiten die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der Regierung wieder auf das Museum zu lenken verstanden hat, das noch auf 25 Verlagerungsorte verteilt war. Die unter seiner Direktion erfolgte Neuauflistung wesentlicher Teile der Sammlungen hat das unter so übeln Verhältnissen Bestmögliche erreicht. Es gelangen auch, natürlich erst von der Währungsreform an möglich, eine Reihe glücklicher Erwerbungen für das Museum, wie die der prachtvollen Schutzenkelgruppe von Ignatz Günther, eines spätgotischen Trinkbeckers, einer kleinen Plastik Maria mit Kind, aus der Zeit um 1340, und eines ausgezeichneten Bildes, einer Kneipenszene von Januarius Zick.

Trotz seines Alters und anfälligen Gesundheit war es Baum immer noch ein Bedürfnis, in der Öffentlichkeit zu wirken, als Lehrer an der Techn. Hochschule und an der Volkshochschule und einer ausgeweiteten Vortragstätigkeit. Weitere Bücher erschienen, darunter, gemeinsam mit dem Verfasser, der Band „Die Schwäbische Kunst des 19. Jahrhunderts“ und als letztes, 1955, das schöne Buch „Zwölf deutsche Dome“.

Mit dem 70. Geburtstag trat Baum in den Ruhestand, den er ganz seinen Studien widmet. Wir haben über ein von der Arbeit für Wissenschaft und Forschung erfülltes Leben Rückblick halten können, und wir wollen auch in der „Schwäbischen Heimat“ Julius Baum für seine Lebensarbeit danken, welche für die Kenntnis der künstlerischen Vergangenheit unseres Landes so außerordentlich fruchtbar gewesen ist.

Werner Fleischhauer

## Die Kreuzigungsgruppe von Weckenmann vor der Kirche St. Lutzen in Hechingen

Zur Erinnerung an Kommerzienrat Dr. Paul Reusch  
† 21. Dezember 1956

Von der Kirche des ehemaligen Franziskanerklosters St. Lutzen in Hechingen steht ein Kalvarienberg als ein steinerner Rundbau, der eine Grabkapelle umschließt und dessen Plattform durch seitliche Treppen erreicht werden kann. Auf der Plattform steht eine Kreuzigungsgruppe von J. G. Weckenmann aus der Zeit um 1760. Sie bildet den Endpunkt eines Kreuzweges und wird als Kunstwerk hoch bewertet (s. M. Schimmelpfennig 1936). Der Christuskörper ist bei einem Sturm 1930 herabgestürzt und wurde nach dem Original nachgebildet. Anlässlich eines Ausflugs der Familie Reusch 1952 nach Haigerloch und Hechingen, zu dem ich eingeladen war, um Erklärungen zu geben, wurde auch die Kirche und der Kalvarienberg besichtigt. Kommerzienrat Dr. Reusch bewunderte das Standbild der Maria, die ihre Hände ringt und „verzweifelt und doch gläubig zum Himmel aufschaut“, während der jugendliche Johannes einen Schrei auszustoßen und umzusinken scheint. Der Künstler hatte die Klage in zwei verschiedenen Fassungen gegenübergestellt. Ich hatte darauf entsprechend der Deutung im Denkmälerwerk des Kreises Hechingen (Walther Genzmer) hingewiesen. Dabei fiel mir auf, wie sehr die beiden Plastiken von Maria und Johannes schon von der Verwitterung bedroht sind; und zwar keineswegs nur Einzelheiten der „Gewandung“, wie es im Denkmalwerk heißt, sondern die so überaus schönen, verschlungenen und ausdrucksstarken Hände, deren Gestaltung für Weckenmann so bezeichnend ist. Sie wiesen deutliche Risse auf und begannen abzubrockeln. An der Johannesstatue fehlte sogar schon eine Hand. Ich machte, ohne irgend eine Absicht zu haben, die Bemerkung, daß es jetzt an der Zeit wäre, diese wertvollen Originalkunstwerke ins Trockene zu bringen und hier getreue Nachbildungen oder etwas gutes Neues an ihre Stelle zu setzen. „Unternehmen Sie doch entsprechende Schritte, ich werde die Kopie der Maria bezahlen, suchen Sie einen geeigneten Bildhauer.“ Das war Dr. Paul Reusch! Ich war überrascht und versprach, die Sache in die Hand zu nehmen. Herr Landeskonservator W. Genzmer nannte mir als einen geeigneten Bildhauer von großem Können Herrn Halbritter in Haigerloch. Die Statue der Maria wurde in seine Werkstatt gebracht und er fertigte dann mit Hingabe und wunderbarem Einfühlungsvermögen aus einem Block des Maulbronner Sandsteines eine Nachbildung, über die sich selbst Weckenmann freuen würde. Noch in der Werkstatt sah Herr Dr. Reusch mit mir das fertige Werk an und äußerte sich sehr befriedigt. Herr Stadtpfarrer Baur von Hechingen beschloß nun, durch eine Sammlung auch den in Schmerz aufschreienenden Johannes nachbilden zu lassen. Der Betrag von etwa

2500 DM, welchen die Marienstatue gekostet hatte, stand nun auch für den Johannes zur Verfügung, und die Nachbildung gelang ebenfalls ganz hervorragend. Heute steht die Kreuzigungsgruppe in ihrer alten Schönheit und Ausdruckskraft auf dem Kalvarienberg vor der kleinen gotischen Kirche St. Lutzen zur Erbauung aller, die sich die Zeit nehmen, die einzelnen Figuren und den Gekreuzigten in Andacht auf sich wirken zu lassen. Nun ist der Kalvarienberg zugleich ein Gedächtnismal für die Angehörigen und Freunde von Dr. Paul Reusch geworden.

Hans Schwenkel

## Hochwasserschäden im Remstal

Das Hochwasser vom 3. und 4. März 1956 hat nach einer vorläufigen Feststellung und Schätzung laut Mitteilung des Landrats allein im Kreis Waiblingen einen Schaden von 20 Millionen DM verursacht. Die Markung der Stadt Waiblingen ist mit 2,5 Millionen DM betroffen. Es ist gut, wenn man diese Zahlen festhält. Solche Beträge können von den betroffenen Gemeinden allein gar nicht aufgebracht werden und sind größtenteils vom Land zu tragen. Der Landtagsabgeordnete des Bezirks Schorndorf, Dr. Reinhold Maier, hält es für notwendig, daß die nötigen Gelder durch Verabschiedung eines Nachtragshaushaltes bereitzustellen seien. Wenn man bedenkt, daß die Remsverbesserung als solche zahllose Millionen verschlungenen hat – es wäre interessant, wenn man die genaue Zahl erfahren könnte –, und daß ein einziges Hochwasser 20 Millionen Schaden gerade an der verbesserten Rems verursacht, so fragt man sich, in welchem Verhältnis zum Nutzen der positive Gewinn dieser Flußbauten steht, zumal die Möglichkeit besteht, daß sich ähnliche Katastrophen wiederholen können. Anscheinend ist der Schaden am nichtverbesserten Remsbett ganz gering gewesen, so beispielsweise auf Markung Waldhausen, wo der untere verbesserte Teil der Rems innerhalb der Markung einen Schaden von 800 000 DM aufweist, während im oberen unverbesserten Teil überhaupt kein Schaden entstanden ist.

Hier stimmt etwas nicht. Ein Fluß, der so hochwassergefährdet ist wie die Rems, deren Zuflüsse aus dem Keuper und besonders aus dem Schwarzen und dem Brauner Jura kommen, also aus Böden mit geringer Wasseraufnahmefähigkeit, kann letzten Endes mit den bisher angewandten Methoden überhaupt nicht in eine feste Rinne gebannt werden, selbst wenn sie ganz gepflastert oder gar betoniert wäre. Auch die Ablagerung von Schlamm und Sand ist dabei in Rechnung zu stellen. Radikal könnte man bloß mit zahlreichen Rückhaltebedenken in den Nebentälern und mit einer sorgfältigen Überprüfung und Heilung des gesamten Einzugsgebiets abhelfen. Wiesen sind der beste Schutz gegen die Bodenabschwemmung. Warum also führt man immer wieder Wiesen in Äcker über, auch im Remstal selbst? Anscheinend

nend, weil die Behörden darauf vielfach keinen Einfluß haben. Früher trat die Rems über ihre Ufer, als der Talboden noch im Überschwemmungsgebiet aus Wiesen bestand, wenigstens größtenteils. Der Schaden der Hochwasser war gering. Wieviel Getreide könnte man um die Millionen, die der Wasserbau verschlungen hat und fernerhin verschlingen wird, vom Ausland kaufen? Mit Grünland aber könnte man Fleisch, Milch und Butter erzeugen und den Hochwasserschaden nebenbei ertragen. Nicht verständlich ist auch, daß man Böschungen auf Außenseiten der Kurven nicht mit Weidenpolstern schützt, die unbedingt halten, wenn sie sich in den Wasserfluten und -stößen umlegen können. Das teure Pflaster hält schließlich doch nicht und Beton wäre unerträglich. Ebenso bedauerlich ist es, daß die Ufergehölze der natürlichen Rems völlig verschwinden und damit im Landschaftsbild auch der Fluß. Was hat die Korrektion aus dem Remstal gemacht? Eine öde, leere Wirtschaftslandschaft ohne den Reiz des Flußlaufes. Eine dichte Bepflanzung mit Pappeln, Weiden, Erlen u. a. müßte der Korrektion nachfolgen. Statt dessen pflanzt man ab und zu einige Pappeln, oder: etwa am Kocher oberhalb Gaeldorf Spitzpappeln in 100 m Abstand, an der Murr kanadische Pappeln noch lockerer. Das wirkt fast wie ein Hohn auf die Bemühungen der Landschaftspflege. An der Rems steht aber fast gar nichts an neu gepflanzten Bäumen. Da der Staat die „Operation“ der Flüsse fast ganz bezahlt, könnte er den Fluß mit einem beiderseitigen Uferstreifen in Besitz nehmen, ihn bepflanzen, das Landschaftsbild retten und mit dem so aktiven Wurzelwerk der Weiden und Pappeln auch die künstlichen Böschungen vor Erosion bewahren.

Hans Schwenkel

### Schneeglöckchen und Seidelbast blühen zur Freude aller

Die Menschen, die nach dem Winter besonders blumenhungrig sind, erlebten im Frühling das Erwachen der Natur immer mit besonderer Aufgeschlossenheit. Das kleine Schneeglöckchen ist für jedermann der Vorbote des Frühlings. Es fehlt kaum in irgend einem Garten. „Die Schneeglöckchen blühen schon“, so geht es von Mund zu Mund, als ob es das erstmal wäre. Es gedeiht und vermehrt sich überall, nur nicht im dunklen Schatten. Es verwildert auch leicht und kommt bei uns wahrscheinlich nur verwildert in der freien Natur vor. Natürliche Standorte hat es im Donautal von Ulm an abwärts und ist von dort vielleicht auch ins Große Lautertal, ins Glastal und in die Gegend von Ehingen und Blaubeuren vorgedrungen. Beweisen kann man das nicht. Es ist aber dort ein Glied der heimischen Natur geworden. Anders ist es mit dem Großen Schneeglöckchen, dem Märzbecher oder Schnaitträpfle! Es ist ein natürliches Glied der Auwälder und der feuchteren Schluchtwälder, besonders

der Schwäbischen Alb. Es ist größer als die kleine Schwester und legt seine länglichen Blätter bogenförmig nach außen. Meist bildet es größere Gruppen, ja füllt ganze Auwälder oder kleinere Täler aus. Im Hindelstal nahe Tuttlingen ist ein Naturschutzgebiet nur wegen der Märzbecher geschaffen worden, die dort wohl zu Hunderttausenden blühen. Das Gebiet ist aber streng bewacht, damit auch nicht ein Stück abgerissen wird. Warum wohl? Weil hier die Massenwirkung erhalten bleiben soll. Im Garten gedeiht es wohl auch, aber es stellt weit höhere Ansprüche als das Kleine Schneeglöckchen. Das Reichsnaturschutzgesetz verbietet das Pflücken und den Verkauf sowie die Beförderung von beiden Schneeglöckchen, soweit sie aus der freien Natur stammen, weil nachweislich die Standorte verarmen. Wer Schneeglöckchen verkauft, muß nachweisen, daß sie dem Garten und nicht der Wildnis entstammen. Auf dem Markt in Stuttgart und im Straßenhandel wurden in den letzten Jahren Märzbechersträußchen waschkorbweise verkauft. Die Untersuchung der Polizei ergab, daß die Blumen aus den bayerischen Donauauen unterhalb von Ulm stammen. Die Verkäuferinnen hatten einen Sammelerlaubnischein. Dieser war aber unrechtmäßigerweise ausgestellt worden und berechtigte niemals zum Verkauf in Stuttgart. Dem Einzelnen ist – außerhalb von Schutzgebieten – das Pflücken eines Sträußchens Schneeglöckchen und Märzbecher für sich selbst nicht verboten, wohl aber das Ausgraben der Zwiebeln. Mancher Standort ist durch diese Zwiebel-Räubereien schon ausgerottet worden. Das Verbot besteht also zu Recht. Der Schwäb. Albverein hat seine Mitglieder übrigens zum Pflückverzicht für alle Blumen der freien Natur aufgefordert, ebenso der Alpenverein.

Demnächst blüht im Laubwald, besonders der Schwäbischen Alb, auch der Seidelbast, ein kleiner aufrechter Strauch, der die erst nach dem Blühen erscheinenden Blätter im Herbst abwirft. Der Seidelbast gehört wie das Buschwindröschen zu den Pflanzen, die blühen, ehe sich der Wald belaubt, um sich so den nötigen Sonnenschein zu sichern. Er kann sehr alt werden und Büsche von über 1,5 Meter Höhe hervorbringen. Die Blüten duften sehr stark, sind lebhaft rosenrot gefärbt und stehen meist zu dreien an den jungen Zweigen. Als einer der ersten Frühlingsblüher ist der Seidelbast sehr beliebt, aber leider nicht bloß an Ort und Stelle im Wald. Der Mensch beliebt sich ja anzueignen, was ihm gefällt, und so wird auch der Seidelbast auf das schwerste geschädigt. Seine Stengel und Zweige sind sehr zäh und schwer abzubreßen. Man muß dazu Gewalt anwenden, was der Pflanze schlecht bekommt. In der Nähe der Großstädte und in stark besuchten Ausflugsgebieten bekommt man daher selten einen unversehrten oder gar größeren Stock zu sehen. Ruinen, jämmerlich zerschundene Ruinen all überall! Dabei gehört der Seidelbast zu den völlig geschützten Pflanzen. Wer ihn abreißt und mit sich führt, macht sich strafbar.

Liebe Leser! Vergeßt auch nicht, daß die auch so beliebten *Palmkätzchen* eine sehr wichtige eiweißreiche Nahrung für die Bienen liefern, sobald sie ganz aufgeblüht sind und ihre gelben Staubbeutel zur Reife gelangen. Sind diese männlichen Blüten der Salweide am Strauch nicht viel schöner als in der Vase zu Hause? Und wenn du das Pflücken nicht lassen kannst, dann schneide wenigstens die Zweige anständig ab, anstatt die Äste barbarisch herunterzuschlitzen.

Bedenke: Mensch, es ist der Schöpfung Pracht  
nicht für dich allein gemacht!

Hans Schwenkel

### Neue Bücher von August Lämmle

Drei angesehene schwäbische Verlage haben in schönem, sich selbst, den Dichter und unser Volk ehrenden Wettstreit drei Bücher als Geburtstagsgabe vorgelegt, die, jedes in verschiedenem Sinne, das Lebenswerk August Lämmles repräsentieren. Es ist nicht leicht, Wert und Unwert, Spreu und Weizen zu trennen aus einer 50jährigen Ernte, die so gut eingebracht wurde und so wenig Schmachtkorn und Bettelhaber aufweist wie die August Lämmles.

Nicht genug zu rühmen ist deshalb die Leistung des Cotta-Verlags, der aus der Qual der Wahl eine Tugend gemacht und auf den knapp 100 Seiten der reizenden „Schwäbischen Miniaturen“ das große Ganze zu einem kleinen Universum des Werkes verdichtet hat, ohne dessen spezifisches Gewicht zu verändern. Durch die späte Verbindung erweisen sich zwei alte Namen die schuldige Reverenz und ein jeder mehrt gleichermaßen den Ruhm des andern, indem symbolisch eine Reihe sich schließt, an deren Anfang der größte, an deren Ende der getreueste Sohn unserer Heimat steht. Diese Tat, diese Wendung von der Klassik zum Volkstum, bekräftigt weithin sichtbar die bedeutende Aufwertung, die diesem in der heutigen Kulturanarchie zukommt und rückt den Verlag ebenso sehr in die Nähe des „goldenem Bodens“ der Heimat wie den Dichter in die Nachbarschaft der Klassizität. Man lege das Büchlein getrost in die Hände auch derer, die die Heimat lieben, weil sie für sie eine verlorene ist, und die auf dem Umweg über diesen echten Lobpreiser den Zugang zur neuen suchen und finden mögen.

Das zweite Buch „Ich schaue von außen durchs Fenster“ (Stieglitz-Verlag E. Händle, Mühlacker) bindet die Weisheit des Dichterphilosophen in einen Band. Er birgt Sprüche, Aphorismen und „Rappetizzlen“ in einer Fülle, wie sie nur die Ernte eines so lange, in kluger Klausur gelebten Lebens sein kann. Das Schwäbische und Allzuschwäbische ist hier sublimiert und aus dem Umkreis des Dialekts herausgeführt; wobei es jeweils schwer zu sagen ist, wo Lämmle aus dem Herzen des Volkes oder aus ganz Eigenem zum Herzen des Volkes spricht. Es herrscht hier eine praestabilisierte Harmonie. Besonders

in die gereimten Sinsprüche ist eine gütige Lebensweisheit gegossen, die an einen Wilhelm Busch ohne Bosheit erinnert, so strahlend und entwaffnend ist ihre Simplizität. In diesem Mittler des Volkstums leben noch die Spuren eines Wissens, das fester gegründet ist als die Gemeinplätze der Zeit. Ausschließlich in der Berührung mit der Mutter Gää liegt der Wert seiner Lebensweisheit, die keiner Rechtfertigung und keiner Analogie jenseits der zeitlichen und räumlichen Grenzen bedarf wie sie der unermüdliche Sinnierer in einem klugen Nachwort über die Geschichte des Aphorismus beibringt. Nirgends auch nur die geringste Rechthaberei: „Ach wie wohlthuend ist das, wenn einem der Schriftsteller nicht seine Meinung wie Nägel in den Kopf haut!“ (A. L. in „Greif zu, mein Herz!“ über Auguste Supper). Was könnte wohlthuender sein als ein Schriftsteller, der nichts von einem Eiferer an sich hat! (Aber sind wir „durna“ so? Steht Lämmles eigener trotziger Schwabenschädel, steht das Erbgut derer von Berlichingen nicht manchmal in einem leisen Widerspruch zu soviel pädagogischer Urbanität?)

Das dritte Buch ist eine neue Folge seines „Unterwegs“ und wird vom Verlag Oertel & Spörer, Reutlingen, verlegt („Greif zu, mein Herz!“). Ich gestehe, daß ich unseren Dichter am liebsten begleite, wenn der Weg quer durch sein Leben führt, das das exemplarische Leben eines exemplarischen Schwaben war. Es ist nicht die Vorliebe für das Biographische, was August Lämmle aufhebt und vor uns hinstellt, ist ein stellvertretender Bericht aus unserem verlorenen Paradies. Es ist zum Heulen schön, wenn er aus der bzw. aus seiner Schule plaudert und von dem ABC-Schützen erzählt, der gleich sein fünfjähriges Brüderle mit in die Schule brachte, wo es Gastrecht erhielt, weil die beiden ortsbekannte Unzertrennliche waren. Es ist die Idylle eines 200 Jahre Nachgeborenen, schwäbischen Wuz'. Oder: mit welch deutlichem Griffel stellt er seine Kolleginnen, die Auguste Supper und die Anna Schieber vor uns hin, beide durch den Kontrast ihrer Naturen verlebendigend und damit gleichzeitig die Spannweite des schwäbischen Menschentums akzentuierend. Hierher gehört auch das kraftvolle, daktylische Preislied auf die schwäbischen Frauen in Gestalt der „Weiber von Schorndorf“, mit dem das Buch wie in einer Schlußapotheose ausklingt. – Oder kleine Anekdoten mit dem Timbre der Erlebtheit: Ein reicher, wohllebiger Mann fragt ihn: „Wie kommen Sie denn durch?“ „O“, sagte ich, „ich habe mehr Geld als ich brauche“. „Ja, wie machen Sie das nur?“ „Ganz einfach“, sagte ich, „ich brauche weniger, als ich habe“.

Und zwischen dieser erlebten Wissenschaft noch eine Fülle von reflektierter Weisheit über Gott und Welt, über Volkstum und Landschaft. Seine Streifzüge durch die deutsche Literatur erhellen gleichzeitig diese und ihn. Aber dort, wo er das Ohr am Volke hat und wo er dessen Geschichte und Weisheit mit seiner amalgamiert – dort ist die eigentliche Wurzel seiner weiterwirkenden, begnadeten Kraft.

Paul Schmid

E. Gradmann, *Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern*, 3. teilweise von Prof. Christ überarbeitete Auflage, 22.80 DM, Chr. Belsler-Verlag. – Dehio, Georg, *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler*, bearbeitet von Ernst Gall, Westliches Schwaben, 13 DM. Es fällt schwer, diese beiden Werke anzusehen, und wir haben lange damit gezögert. Um es mit einem Satz zu sagen: mit der Veröffentlichung solcher Arbeiten ist den Heimat- und Kunstmfreunden kein guter Dienst erwiesen. Von dem Dehioschen Handbuch könnte man stellenweise sogar sagen, es entziehe sich deshalb einer kritischen Betrachtung, weil es unter aller Kritik sei. Was die Kunstwanderungen angeht, so erhebt sich die Frage, ob es zu verantworten war, den Text der zweiten Auflage weithin unverändert zu belassen. Unsere Kenntnis der einheimischen Kunstgeschichte hat immerhin inzwischen beträchtliche Fortschritte gemacht und die im Vorwort betonte „Zurückhaltung bei der Überarbeitung der von Gradmann und Klaiber verfaßten Anteile“ scheint in nichts gerechtfertigt. Die seit der zweiten Auflage erschienene Literatur ist hinsichtlich dieser Abschnitte nicht berücksichtigt. Die von Prof. Christ in eckigen Klammern hinzugefügten Ergänzungen sind meist nicht mehr als unzureichende kunststatistische Angaben. Beispiel: Eriskirch. Mit dem Hinweis auf die „treffliche Ausstattung mit Glas- und Wandmalereien“ und „wertvollen Holzbildwerken“ des 15. Jahrhunderts ist nichts gesagt und der Klammersatz von Prof. Christ geht kaum darüber hinaus. Die Wandmalereien gehören in den Zusammenhang der Bodenseemalerei ihrer Zeit gestellt – die des Chors aus dem frühen 15. Jahrhundert etwa zu den Bregenzer Passionstafeln, die des Langhauses aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts zu entsprechenden Wandgemälden in Konstanz. Aber auch der Inhalt der Wandgemälde muß eingehend gewürdigt werden, findet sich doch im Langhaus ein seinem Wesen nach so gut wie unbekannter Feiertags-Christus, d. h. die bildliche Verurteilung der Feiertagsarbeit; auch die Legende von den drei Lebenden und den drei Toten ist dargestellt und verdient besondere Beachtung. Von den Glasmalereien sollte man zunächst sagen, daß sie nach 1408 für Graf Heinrich von Montfort gestiftet wurden; außerdem wären sie in den Zusammenhang der Geschichte der Glasmalerei des Bodenseegebietes einzuordnen. Die Holzbildwerke entpuppen sich als drei wundervolle Muttergottesfiguren, an Hand deren man die Entwicklung dieses Bildthemas von der Mitte des 14. bis in das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts darlegen kann. Auch wäre ein Hinweis auf den Meister von Eriskirch und seine herrlichen Schnitzwerke wohl am Platze gewesen. Dieses Beispiel zeigt, daß eine gründliche Neubearbeitung der Kunstwanderungen ratsam und tunlich gewesen wäre und nicht nur eine Überarbeitung der vom jetzigen Herausgeber selbst verfaßten Stellen. Diese selbst sind einwandfrei. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Auflage aus geschäftlichen Gründen in aller Eile druckfertig gemacht wurde. Indessen, auch in anderer Hinsicht geht es nicht an, ein Buch so auf den Markt zu bringen. Die Zerstörungen des zweiten Weltkriegs sind nur durch Sternchen bezeichnet, die dem alten für die unzerstörten Kunstdenkmale geschriebenen Text beigesetzt sind. Auch ist nirgends ein Hinweis gegeben, ob die Zerstörungen wieder behoben wurden oder ob die beschädigten Gebäude vollends abgetragen worden sind. Hinzu kommt, daß bei mehreren Städten, die schwer mitgenommen wurden, die Kriegsschäden überhaupt nicht erwähnt sind, so daß der Leser des Buches der Meinung sein muß, es sei überhaupt nichts geschehen. Restaurierungen, durch

die der alte Zustand sich wesentlich geändert hat, wurden nicht zur Kenntnis genommen. Auch ist dem Bearbeiter nicht bekannt, daß die Stadt Wimpfen seit geheimer Zeit zu Württemberg gehört. Dazu kommt noch der schlechte Abbildungsteil mit seinen größtenteils veralteten Aufnahmen.

Zum Dehioschen Handbuch ist, wie bemerkt, kaum etwas zu sagen. Bleiben wir beim Beispiel Eriskirch. Die Pfarrkirche, die aus dem 14. Jahrhundert stammt, ist „spätgotisch“, im Chor hat sich „einiges von der spätgotischen Ausstattung“ erhalten, die Wandgemälde werden nur mit eben diesem Wort erwähnt; dafür ist der Stiftung der Glasfenster und der Entstehungszeiten der drei Muttergottesfiguren nur kurz gedacht. Daß diese Angaben ungenügend und irreführend sind, leuchtet ein. So kann es nicht wundernehmen, daß für das Neue Schloß in Meersburg der eigentliche Baumeister nicht genannt wird, ferner ist dem Bearbeiter der Baumeister des Priesterseminars unbekannt, und von der Unterstadtkapelle sind eigentlich alle Angaben unrichtig usw. Viele Mängel der beiden Werke hätten vermieden werden können, wenn die Bearbeiter die zuständigen Ämter für Denkmalspflege sowie orts- und landeskundliche Spezialforscher zugezogen hätten.

Adolf Schahl

*Seydlitz für Baden-Württemberg*. Verlag Ferdinand Hirt in Kiel und Hermann Schrödel in Hannover 1956. 60 Seiten. Das bekannte Geographiewerk Seydlitz erscheint in einzelnen größeren Heften, die jeweils bestimmten Ländern gewidmet sind, jedoch ohne daß dabei die politischen Grenzen streng eingehalten werden. In dem vorliegenden Heft sind z. B. Oberrhein, Schweizer Jura, Elsaß und Saarland kurz mit einbezogen worden. Ein Abschnitt über „Erdkundliche Grundbegriffe“ von 11 Seiten geht voraus. Dann folgen Darstellungen des Neckarlandes, der Schwäbischen Alb, des Landes südlich der Donau (einschließlich des Bodensees), der Oberhessenlande (einschließlich Pfalz, Mainz, Frankfurt) und der Saar. Was heute an Bildern und Kartenskizzen und auch an kleinen, lebendigen Originalbeiträgen geboten wird, verdient alle Anerkennung, desgleichen die Anregungen zum Nachdenken und selbständigen Weiterarbeiten. Unsere heutige lernende Jugend hat es gut. Dem Verständnis des Gebietes wäre besser gedient, wenn ein kurzer Abschnitt über den so klaren Aufbau der Formationen des schwäbischen Stufenlandes und über die Geschichte der Landschaft insbesondere des Rheintaleinbruchs und seiner Auswirkungen zu beiden Seiten vorausgeschickt worden wäre. Für die unvermeidlichen Bezeichnungen Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, Jura usw. fehlt der Zusammenhang. Manche unrichtigen Einzelheiten hätten durch Mitarbeit einheimischer Fachleute vermieden werden können (vgl. Steppenheide S. 16, Donauversickerung S. 18). Doch gibt das Heft ein lebendiges Bild von Landschaft, Siedlung und Wirtschaft des Gebiets, das sich auch Erwachsene gern vor Augen führen lassen.

Schwenkel

Der „alte Gäwele“ – wieder jung!

Welcher Freund der Heimatpoesie und Mundartdichtung kennt ihn nicht, den „färtschlich hohenlohischen Färschter Gäwele“ mit „sam eigracherte Bort“, eine der köstlichsten Gestalten der Volksdichtung, die wir haben. Daß wir uns seiner wieder freuen dürfen, ist das Verdienst des Herrn Archivrat Schumm in Neuenstein und der Verlagsbuchhandlung Rau in Ohringen, die uns den Gäwele wieder in einer trefflichen Auswahl geschenkt

haben in Form eines Buchs: *Die schönsten Gschichtlich vom alten Gäwele*, herausgegeben von Karl Schumm, Verlag Hohenlohe-Buchhandlung F. Rau in Ohringen, 260 S., DM 8.50.

Im Vergleich mit den württembergischen Schwaben, die eine Fülle der besten Mundart- und Volksdichtungen aufzuweisen haben bis zu dem Tatbestand, daß durch Lämmle und Haering Schwäbisch die klassische Sprache einer humorigen Philosophie und einer ernsten Besinnlichkeit wurde, ist Hohenlohe arm an Mundartdichtung. Aber Wilhelm Schraders „Gäwele“ wiegt dafür auch ein ganzes Dutzend Mundartdichter auf und noch mehr. Man lese nur einmal die „Jagdgeschichtlich“, die entzückende Erzählung vom „lange Maurer, worom er ledich bliewe is“, die peinlich-humorigen Ereignisse eines „verworfene Dooch“ und viele andere, und man wird die gesegnete Landschaft um Neuenstein und Ohringen mit ihren „schlitzöhrigen“ Bewohnern und deren fränkischer Heiterkeit spürbar aus den Zeilen des Buchs erleben. Im allgemeinen halten sich „Wissenschaftler“ für zu gut, sich mit Mundartdichtung abzugeben. Archivrat Schumm, der ja hinreichend bekannt ist durch seine ausgezeichnete Kenntnis der Quellen und Archive der hohenlohischen Geschichte, hat sich als rechter Hohenloher gezeigt, daß er die stolze Dame Klio eine Zeitlang verließ, um mit den Bürgern und Bauern, den Hofräten und Secretarii bei der Marie im „Faierläde z'Ähringe“ einige Vierteile Heuholzer und Verrenberger zu schlürfen und den Bramarbasiererein des Gäwele zuzuhören, der grade „vun sanere Raas nach Rußland und in d'Tärkei“ erzählte. Da für den Nichteingeweihten hohenlohisch zu sprechen oder zu lesen gar nicht leicht ist, wurde das Buch mit erklärenden Anmerkungen versehen, die ihren Zweck erfüllen und dankbar begrüßt werden. Schumm betont ausdrücklich, daß die Neuherausgabe des „Gäwele“ ein Geschenk an die Bauern und Handwerker und all die Leute hohenlohischer Mundart ist, die nicht in den Höhen der historischen und volkskundlichen Forschungen und Erkenntnisse schweben, sondern schlicht als Kinder ihrer Heimat sich freuen wollen an Gestalten, Bräuchen, Scherzen und vor allem der Sprache ihrer Heimat.

Damit hat Schumm in der Frage, die in letzter Zeit mit einer gewissen Arroganz aufgeworfen wurde, ob die Arbeit an der Heimatforschung und Landesgeschichte sich aufs volkstümlich-feuilletonistische Gebiet begeben dürfe, sich für letzteres entschieden. Und deshalb ist auch das Buch etwas geworden, aus einem Guß; erfreulicher Querschnitt durch das liebenswürdige Wesen des hohenlohen Volks und Landes.

Rudolf Schlauch

Hermann Roemer, *Geschichte der Stadt Bietigheim*. 328 Seiten, 58 Bilder auf 32 Tafeln. W. Kohlhammer, Stuttgart. DM 13.50. Die ungewöhnlich reichen, bisher kaum beachteten Schätze des Archivs der Stadt Bietigheim hat Professor Dr. H. Roemer (von 1911 bis 1917 Stadtpräfekt in Bietigheim) ausgeschöpft. Der Ertrag dieser vieljährigen Arbeit des im „Ruhestand“ lebenden Forschers liegt jetzt vor. Hier ist in schlechthin vorbildlicher Form eine erstaunliche Fülle von geschichtlichem Stoff verarbeitet und durch eingehende Verzeichnisse leicht zugänglich gemacht worden. Der Verfasser hat durch viele andere Arbeiten und besonders durch sein Werk: *Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte* sich schon seit Jahrzehnten als Historiker erwiesen, der es versteht, den lokalen Stoff in den großen Zusammenhang der Landesgeschichte einzubauen. Gerade das Archiv der Stadt Bietigheim bot dazu reichen Anlaß. So ist ein Werk entstanden, das nicht nur für die Stadt Bietigheim selbst, sondern für das ganze nördliche Württemberg, d. h. für die Landesgeschichte von großem Werte

ist. Das Buch ist eine wahre Fundgrube für den Freund schwäbischer Heimatgeschichte, dabei sehr anregend geschrieben. Man kann die Stadt Bietigheim, noch mehr aber den Verfasser nur beglückwünschen. Daß bei der festlichen Übergabe des ersten fertigen Bandes an den Verfasser im Oktober 1956 im Festsaal des Bietigheimer Gymnasiums mehr als 600 Personen anwesend waren, ehr nicht nur den Verfasser, sondern auch die Einwohner von Bietigheim, die dadurch ihr großes Interesse an der Geschichte ihrer Stadt bewiesen haben. Oscar Paret

*Die St. Leonhardskirche und die Hospitalkirche zu Stuttgart*. Bearbeitet von Professor Gustav Wais. Eine Darstellung der beiden gotischen Kirchen mit baugeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Erläuterungen. 90 Seiten Text und 110 Tafeln sowie eine farbige Wiedergabe. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart. Ganzl. DM 10.-. Mit diesem neuen Werk legt Gustav Wais, der unermüdliche städtische Denkmalpfleger, seine siebente stadtgeschichtliche Veröffentlichung als Ergebnis seiner jahrzehntelangen Forschungsarbeiten vor, eine Darstellung der beiden Stuttgarter spätgotischen Kirchen, die alles enthält, was bisher über die Bau- und Entstehungsgeschichte der beiden heute zum Teil wieder aufgebauten Baudenkmale zu erforschen war. Dazu treffende und sachkundige Erläuterungen zu den fast vollzählig erhalten gebliebenen Kunstdenkmalen selbst, wie Epitaphien, Grabplatten, Schlusssteine, Plastiken und sonstigen Gedenksteinen, die in vortrefflichen Abbildungen lückenlos wiedergegeben sind: Alles in Allem ein Werk, das in ein beachtliches Stück Stuttgarter Bau-, Kunst- und Kirchengeschichte erstmals neues Licht bringt und kostbare zum Teil bisher kaum beachtete Stücke sakraler Kunst, kirchlicher und Stuttgarter Familiengeschichte in Wort und Bild kommenden Generationen überliefert.

So ist alles, was einst St. Leonhard und die Dominikanerkirche, die spätere Hospitalkirche, an Kunst und Erinnerungen in sich barg, zu einem großartigen Geschichts- und Kulturbild zusammengefaßt, dazu in der sicheren Darstellungskunst des Verfassers geschrieben, die selbst den Kenner in großes Staunen darüber versetzt, welchen Reichtum Stuttgart an Denkmälern kirchlicher Kunst einst besaß und dank einer rechtzeitigen Bergung heute noch als stolzen Besitz der Nachwelt überliefert kann. Während das kostbare, leider viel zu wenig beachtete Chorgestühl der Dominikaner in die wiederaufgebaute Leonhardskirche versetzt wurde, sind die meisten im Buch abgebildeten und eingehend erläuterten Kunstwerke meistens jetzt in dem vom Verfasser ins Leben gerufenen Städte. Lapidarium in der Mörikestraße zu sehen. Dank der frühzeitigen Backsteinummantelung während des Krieges ist auch die ergreifende Kreuzigungsgruppe der Hospitalkirche, dessen Original einst am Chor der Leonhardskirche stand und erst 1905 in die Hospitalkirche versetzt wurde, in alter Schönheit erhalten geblieben und im notdürftig aufgebauten Chor der Hospitalkirche wieder zu bewundern. Entgegen der bisherigen Planung, das zerstörte Schiff der Hospitalkirche unter Verwendung der Mauerreste wieder als Gemeindehaus aufzubauen, geht aus dem Buch hervor, daß dank der Initiative des Fabrikanten Paul Lechler die Kirche wieder als Gotteshaus, nicht als Gemeindesaal, nach den Plänen von Prof. Lempf wieder erstehen wird.

Alles Geschichtliche über die Entstehungs- und Baugeschichte hat Wais in zwei kürzeren Abhandlungen jeweils den Bilderläuterungen vorangestellt. Ein großes Stück Stuttgarter Geschichte steht mit diesem neuen vorbildlichen Werk in einer beispielhaften Lebendigkeit vor uns auf. Aufrichtiger Dank gebührt daher dem Verfasser wie dem Verlag. Walter Weber

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

### Jahreshauptversammlung 1957

Die Jahreshauptversammlung unseres Bundes wird dieses Jahr, wie in Heft 1, S. 40, angekündigt, wiederum gemeinsam mit der des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine, am 22. und 23. Juni in Tübingen abgehalten.

Wir rufen hiermit unsere Mitglieder zum Besuch der Jahreshauptversammlung auf, von der wir wünschen, daß sie zunehmend im Mittelpunkt unseres Vereinslebens stehen und sich zu einem Treffen aller von den Gedanken unseres Bundes eingenommenen Heimatfreunde entwickeln möge. Die Vertrauensmänner werden hiermit gebeten, Gesellschaftsfahrten ihrer Ortsgruppen zu der Jahreshauptversammlung in die Wege zu leiten. Die Quartiere werden von der Geschäftsstelle vermittelt. Auch wenn nicht übernachtet wird, bitten wir um namentliche Meldung zwecks Zusendung einer, die Teilnahme an den verschiedenen Einzelveranstaltungen betreffenden, Anmeldekarte und weiterer Nachrichten.

#### Programm

Samstag, 22. Juni:

- 14.30 in der Universität Tübingen (Neue Aula) Eröffnung der Jahreshauptversammlung beider Vereinigungen durch den Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes Dr. W. Kohlhaas.  
15.00 Referat von Prof. Zimmermann „Naturschutzgebiete um Tübingen“.

- 15.40 Referat von Oberstudienrat Dr. Reinhold Rau „Das mittelalterliche Tübingen“.  
16.30 Geschäftssitzungen beider Vereinigungen.  
17.30 Abfahrt in Omnibussen von der Neuen Aula nach Hirschau. Besichtigung der Pfarrkirche mit D. Dr. G. Merkle und des landschaftsgeschützten Hirschauer Berges mit Prof. Faber, Prof. Schwenkel und Prof. Zimmermann; anschließend entweder Fahrt oder Gang nach Schwärzloch zu einem Imbiß mit geselligem Zusammensein.

Sonntag, 23. Juni:

- 9.15 Führung durch das Kloster Bebenhausen mit Hauptkonservator O. Heck und Dr. Ernst Müller. Fahrtgelegenheit: 9.00 ab der Neuen Aula.  
11.00 im ehem. Winterrefektorium Bebenhausen Feierstunde mit Begrüßungen und Festvortrag von Dr. W. Kohlhaas „Eberhard Wildermuth – ein schwäbisches Lebensbild unserer Generation, Bewahrung und Aufbau“. Für An- und Abfahrt wird ab der Neuen Aula Tübingen ein Pendelverkehr eingerichtet (Tübingen, Neue Aula, ab 10.15 und 10.45; Bebenhausen, Waldhorn, ab 12.30 und 14.00). In Bebenhausen wird Gelegenheit zu gemeinsamem Mittagessen gegeben.  
15.00 ab Neuer Aula Stadtführung oder Besuch des Paläontologischen Museums.

### Studien- und Lehrfahrten im Sommerhalbjahr 1957

Wir zeigen hiermit die Studien- und Lehrfahrten der zweiten Hälfte des Sommerhalbjahres 1957 (Juli bis Oktober) an, indem wir zugleich auf die Anzeige der Studien- und Lehrfahrten der ersten Hälfte des Sommerhalbjahres in Heft 1, Seite 36 ff. hinweisen. Dort sind auch die allgemeinen Teilnahmebedingungen wiedergegeben. Auf Wunsch kann eine vervielfältigte Liste aller Fahrten geliefert werden. Wir machen darauf aufmerksam, daß etliche schon ausgeschriebene Fahrten mit

neuen Terminen wiederholt werden; die Südtirolfahrt vom 28. September bis 2. Oktober und 5. bis 9. Oktober.

#### Vogesen

Führung: Univ.-Prof. Dr. H. Hölder (Geologie) und Dr. A. Schahl (Kunstgeschichte)

Samstag, 6., und Sonntag, 7. Juli, Abfahrt 6.00: Stuttgart–Tübingen–Hechingen–Rottweil–Freiburg–Breisach–

Ottmarsheim (1049 geweihte romanische Achteckkapelle) – Mühlhausen (Rathaus von 1552) – Tann (Münster St. Theobald aus dem 14.–15. Jahrhundert mit reicher Bauplastik und Glasmalereien) – St. Amarantal – Seen von Gérandmer, Longemer und Retournmer – Schlucht-Kammstraße in nördlicher Richtung zum Schwarzen und Weißen See – Kaysersberg (ehem. freie Reichsstadt mit altem Stadtbild, Heimat von Geiler von Kaysersberg und Geburtsort von Albert Schweitzer) – Hunaweiher (1324 bis 1789 wirtembergisches Lehen, Wehrkirche) – Rappoltsweiler am Fuß von Hoh-Rappoltstein, Burg Giersberg und St. Ulrichsburg (Stadtbesichtigung) – Weiler – Waldersbach mit Steintal (Gedenken an Pfarrer Oberlin) – Donon (1008 m, geschichtlich wichtige Landmarke mit frühgeschichtlicher, auch römischer Besiedlung) – Straßburg (Abendrast) – Autobahn nach Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 29.50 DM.

Diese Fahrt ist als Ergänzung zur Elsaß- und Vogesenfahrt des letzten Jahres gedacht und soll, unter Führung des Geologen Univ.-Prof. Dr. Hölder den Hochvogesen mit ihren Seen und Höhen gelten, wobei jedoch solch bedeutende Geschichtsdenkmale wie der romanische Zentralbau in Ottmarsheim, das Münster von Tann als bedeutendster Bau der Gotik im Elsaß nächst dem Straßburger Münster, die reichen städtebaulichen Schönheiten von Kaysersberg und Rappoltsweiler, unter der Führung von Dr. Schahl nicht zu kurz kommen werden. Darüber hinaus wollen wir uns das ehem. wirtemb. Lehen Hunaweiher und die Oberlingedenkstätte Waldersbach ansehen. So wird auch diese Fahrt wieder an starken Natureindrücken und Kunsterlebnissen gleich reich sein.

### Kentheim und Hirsau

Führung: Hauptkonsevator Heck

Samstag, 13. Juli, 13.30: Stuttgart – Kentheim (St. Candidus, kirchen- und kunstgeschichtlich wichtiger Bau mit auch inhaltlich bedeutenden Fresken des 14. Jahrhunderts) – Hirsau (St. Aurelius sowie St. Peter und Paul).

Teilnehmergebühr: 5.50 DM.

Die Aureliuskirche Hirsau und das Candiduskirchlein Kentheim sind uns durch die Taten der Denkmalpflege als neue Schöpfungen geschenkt worden. Hauptkonsevator Heck vom Staatl. Amt für Denkmalpflege Tübingen wird die Teilnehmer über die Besprechung der denkmalpflegerischen Leistung einführen in das rechte Verständnis der gesehenen Kunstwerke; zum Schluß werden die Klosterruine St. Peter und Paul mit der wohl erhaltenen Marienkapelle, die gute spätgotische Konsolbüsten besitzt, und die Ruine des Jagdschlosses mit der Ulme besucht werden.

### Alte Glocken

Führung: Pfarrer Gerhard Gommel

Samstag, 20. Juli, 13.30: Stuttgart – Kuppingen (Glocken der Zeit um 1500) – Herrenberg (Glocken des 13. und 15. Jahrhunderts und von 1602) – Breitenholz (Glocke des 15. Jahrhunderts) – Entringen (Glocken der Zeit um 1300 und von 1494) – Tübingen (Glocken von 1411, 1448, 1496, 1589, 1682, 1954) – Bebenhausen (Glocken der Zeit um 1300, von 1420 und 1955) – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 6.– DM.

Wer gern auf alte Kirchtürme steigen und Glocken von der Nähe sehen und auch hören will, der möge mitkommen. Soll doch diese Fahrt ausschließlich (also ohne Würdigung der Bau- und anderen Kunstdenkmale) den Werken der Glockengießerkunst gelten, und zwar nicht nur hinsichtlich von Form und Beschriftung, sondern auch des Tones. Dabei wird sich zeigen, daß diese Fahrt – wie die entsprechende letztjährige – nicht nur eine im eigentlichen Sinn glockenkundliche, sondern im weiteren Sinn heimatkundliche und kulturgechichtliche Unternehmung sein wird.

### München — heimatkundlich

Führung: Dr. Luitpold Ruess

Samstag, 14., und Sonntag, 15. September, Abfahrt 6.30: Stuttgart – Autobahn nach München („das deutsche Rom“ mit seinen Kirchen, die Bauernstuben des Nationalmuseums, Schlösser Blutenburg und Nymphenburg, die Siemensiedlung, der Waldfriedhof, das Münchener Stadtmuseum, der Hofgarten und vieles andere mehr) – Autobahn nach Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 19.– DM.

Die Führung liegt in der Hand des Geschäftsführers des Bundes Naturschutz in Bayern e. V., Dr. Luitpold Ruess. Er wird den Teilnehmern ein, im umfassenden Sinn heimatkundliches, Bild von München vermitteln. Das Geippe der Besichtigungen soll der Besuch einiger besonders bezeichnender Kirchen bilden, angefangen von der romanischen Peterskirche über die gotische Frauenkirche, die für die Entwicklung des barocken Kirchenbaus in Süddeutschland grundlegende Michaelskirche, die Theatinerkirche, Asamkirche bis zur Ludwigskirche der Romantik und Beispielen modernen Kirchenbaus beider Konfessionen. Zwischen diesen Kirchenbesuchen wird eine bunte Fülle verschiedenster Dinge angesehen, wobei weit in die nähere Umgebung Münchens, einschließlich Isartal, ausgegriffen werden soll (siehe oben). Auch die Stätten Münchener Geselligkeit mit ihren Spezialitäten sollen nicht zu kurz kommen. Wer München in seiner besonderen, von der Allerweltstadt Stuttgart so verschiedenen, reizvollen Eigenart kennenlernen will, der ist herzlich

eingeladen, dem Ruf von Dr. Ruess nach München Folge zu leisten.

### Rastatt, Favorita und Gochsheim

*Führung: Direktor Dr. W. Fleischbauer*

Sonntag, 22. September, Abfahrt 7.30: Stuttgart-Autobahn nach Rastatt-Favorita-Gochsheim-Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 9.50 DM.

Das Hauptziel der Fahrt ist das große Schloß des Türkenlouis in Rastatt aus dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Es ist die erste große Schloßanlage der Barockzeit im deutschen Südwesten, die, aus einem kleinen Jagdschloß allmählich erwachsen, auch für den Ludwigsburger Schloßbau Eberhard Ludwigs vorbildlich geworden ist. Das Schloß des Italiener Rossi ist im Innern leider weitgehend geleert, aber einige Räumlichkeiten wie das große doppelte Treppenhaus, und auch die etwas jüngere Hofkirche zeigen noch den ganzen Reichtum hochbarocker Dekorationskunst. Die Stadt Rastatt selber ist als typische barocke und auf das Schloß hin orientierte Anlage samt der Stadtkirche von 1756/64 überaus sehenswert.

Eine Stunde vor der Stadt liegt das Lustschlößchen der Markgräfin Sibylla Augusta, der Witwe des Türkenlouis, inmitten herrlicher Parkanlagen, das 1707 begonnen wurde. Die Architektur des markgräflichen Baumeisters Rohmer ist von keiner besonderen Bedeutung, dafür ist die noch völlig unberührte Innenausstattung, von den fürstl. Appartements bis zur noch völlig eingerichteten Küche künstlerisch und kulturgeschichtlich einzigartig. Die Residenz des Herzogs Friedrich August von Württemberg-Neuenstadt (1654-1716) im ehemals gräflich ebersteinschen Gochsheim bei Bretten erscheint neben der Pracht der markgräflichen Schlösser überaus bescheiden. Das aus dem 16. Jahrhundert stammende Schloß ist aber besuchenswert als Beispiel eines bescheidenen Fürstensitzes der Barockzeit und zudem als Sitz eines als Kunst- und Münzsammlers bedeutenden hochgebildeten württembergischen Fürsten.

### Thurgau mit Säntis und Rheinfall

*Führung: Dr. A. Schahl*

Samstag, 28., und Sonntag, 29. September, Abfahrt 6.00: Stuttgart-Friedrichshafen-Bodenseefähre nach Romanshorn-Mammertshofen (Turmburg)-Arbon (Arbor felix, Schloß und Kirche)-Rorschach (das Kornhaus als Wahrzeichen, die „Italienerstraße“, Erasmus Grasser und Kloster Marienberg ob Rorschach)-Eppishausen (Villa Eppona: dem Andenken des Freiherrn Jos. von Lassberg)-Bischofszell (das Juwel des Thurgaus: das Rathaus von

Giov. Gaspare Bagnato)-Hauptwil (Hölderlin bei den Gonzenbachs)-Bernhardszell (Zentralbau von Joh. Ferd. Beer)-Schwägalp mit Säntis (2504 m, Auffahrt mit Schwebebahn). Übernachtung im Gipfelhotel oder dem Hotel der Talstation.

Schwägalp-Wil (Stadtrundgang, Friedhofskapelle mit Frührenaissancealtar von 1516)-Fischingen (Idakapelle des Klosters mit Stuckmarmoraltären von Dominikus Zimmermann)-Frauenfeld (Stadtrundgang, Laurentiuskapelle in Oberkirch mit Glasgemälden des 14. Jahrhunderts)-Burg (Römerkastell und Fresken des 14.-15. Jahrhunderts)-Wagenhausen (Klosterkirche des 11. Jahrhunderts)-Oberstammheim (Galluskapelle mit Fresken des 14. Jahrhunderts)-Diessenhofen (gräf. kiburgische Stadt, Rundgang)-Gailingen (roman. Kapelle am Rhein)-Büsingen (Michaelskapelle)-Schaffhausen (Stadtrundgang)-Rheinfall-Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 21.- DM (zuzüglich Säntisauffahrt zu 7.- DM).

Zwischen Säntis und Rheinfall, Bodensee, Seerücken, Rhein und Alpstock liegt der Thurgau, eine Landschaft, reich nicht nur an natürlichen Schönheiten, sondern vor allem auch an unbekannten Werken der künstlerischen Kultur des 14. bis 18. Jahrhunderts. Ein schöner Reigen von Turmburgen, romanischen Gotteshäusern mit Bildzyklen des 14. Jahrhunderts, von urwüchsigen Bauernhäusern, malerischen Städtchen, deren Bauten bedeutende Denkmale ihrer Geschichte darstellen, und abgelegenen Klöstern, die teilweise kostliche Schätze bergen: dies soll die Fahrt „Thurgau“ sein. Die Fahrt auf der Bodenseefähre von Friedrichshafen nach Romanshorn (1 Stunde), der Besuch des Säntisgipfels (Seilschwebebahn) und des Rheinfalls sollen den großen landschaftlichen Rahmen der kunst- und kulturgeschichtlichen Studienreise bilden.

### Die Berglen

*Führung: Hermann Wille und Dr. A. Schahl*

Sonntag, 6. Oktober, 7.00: Stuttgart - Grunbach - Buoch - Höllinswart - Oppelsbohm - Buhlbronn - Aspergle - Krehwinkel - Waldenstein - Althütte - Ebnisee und Limes - Ebersberg - Bürg - Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 6.50 DM.

Diese Fahrt will die Teilnehmer mit der Heimatgeschichte der Berglen in den letzten fünfzig Jahren vertraut machen: Heimatgeschichte, darunter wird die Abhängigkeit des spät besiedelten Gebietes von Grund und Boden der aufgelösten Liasplatte verstanden, darunter werden aber auch verstanden die verschiedenen Anbauarten (Acker- und Weinbau, später Gartenbau, Obstbau und Pflanzlinge) und gewerblichen Erwerbszweige (Waldwirtschaft, Steinbruch, Glashütten), Verkehrslage und Lebensweise einst und jetzt mitsamt Tugenden und Untugenden des

Menschen der Berglen im „Sonndichs- und Werdichshäs“, schließlich auch noch die baulichen Äußerungen der menschlichen Gemeinschaft in Ortsbild, Kirche, Wirtschaft und Bauernhaus.

### Pfingsttage in Ochsenhausen

In Ergänzung zu der in Heft 1, Seite 33–34, enthaltenen Anzeige dieser Veranstaltung bemerken wir, daß die Mörike-Lieder (in Vertonung von Hugo Wolf), die im Rahmen der Feierstunde „Mörike in Oberschwaben“ zu Gehör gebracht werden, von Frau M. Maerz aus Biberach gesungen werden. Bei dem Abend „Aus oberschwäbischen Theaterstücken“ wirkt, im musikalischen Teil, der Kammermusikkreis Ochsenhausen mit Frau M. Maerz (Violine), Frau M. Scherrmann (Klavier) und Herrn Anton Schmid (Cello) mit; die Namen der Sänger werden noch mitgeteilt. In der kirchenmusikalischen Feierstunde trägt der Kath. Kirchenchor Ochsenhausen Motetten alter Meister vor; die Gabler-Orgel spielt Herr Willi Scherrmann aus Ochsenhausen.

Am Pfingstdienstag werden die Teilnehmer in Buchau in zwei Gruppen geteilt, von denen die eine unter Leitung von Herrn G. Haas den zur Beobachtung der Vogelwelt des Federsees errichteten Beobachtungsturm besteigen, der mit starken Fernrohren ausgerüstet ist, während die andere Gruppe unter Leitung von Herrn Professor Dr. Schwenkel den Federsee in Booten befährt; ferner ist ein Besuch des Federsee-Museums vorgesehen. Am Nachmittag wird, wie bekanntgegeben, das Pfrunger Ried besucht werden, kurze Abstecher zum Altshauser-Weiher, Schreckensee und Häckle-Weiher sind geplant.

### Ortsgruppe Leonberg

Wie in den vergangenen Jahren führt unsere Ortsgruppe Leonberg zu den nachstehend angegebenen Zeiten verschiedene Lehrfahrten durch:

#### Sonntag, 14. April:

Burgen und Schlösser am Neckar bis Heidelberg.  
Führung: Dr. Schahl. Teilnehmergebühr etwa 12 DM.

#### Samstag/Montag, 18./20. Mai:

Oberelsäß, Süd-Vogesen und Möpelpard.  
Führung: Dr. Schahl. Teilnehmergebühr einschließlich Eintrittsgelder 31.50 DM.

#### Fronleichnam, 20. Juni:

Villingen, St. Georgen, Triberg, Schramberg, Alpirsbach, Freudenstadt.  
Führung: Dr. Schahl. Teilnehmergebühr etwa 14 DM.

#### Sonntag, 21. Juli:

Südrand des Rieses zwischen Neresheim und Donauwörth. (Ofnet-Höhle, Karthäuserthal, Hohenaltheim, Mönchsdeggingen, Bock und Harburg).

Führung: Archivrat Schumm. Teilnehmergebühr etwa 13 DM.

#### Sonntag, 18. August:

Fahrt ins Blaue.

Führung: Dr. Schahl. Teilnehmergebühr etwa 7.50 DM.

#### Samstag/Sonntag, 21./22. September:

Zu den Barockbauten und Barockorgeln in Oberschwaben – Orgelfahrt –.

Führung: Dr. Schahl; Orgelspiel: Dr. Supper. Teilnehmergebühr etwa 15 DM.

Nähere Auskunft erteilt der Vertrauensmann Fr. Schmückle, Leonberg, Schützenrain 48. Fernspr. 720. Die Abfahrt erfolgt jeweils auf dem Marktplatz in Leonberg, in der Regel um 6 Uhr.

### Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V.

Sitz in Bonn, Geschäftsstelle in Hermannsburg/Celle, Birkenhaus

Baurat Dr. Werner Lindner, der langjährige Geschäftsführer des Deutschen Heimatbundes, hat trotz seines hohen Alters mit jugendlicher Tatkraft seinen Idealismus der Friedhofspflege und der Gestaltung der Ehrenmale gewidmet und eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, der Ministerialdirektor K. O. v. Kameke vorsteht und in der sich alle maßgebenden Kreise und Personen, welche an der Hebung unserer immer noch im argen liegenden Friedhofskultur und der Denkmalgestaltung interessiert sind, zusammengeschlossen haben. Die Arbeitsgemeinschaft verdient auch in Süddeutschland, wo sie bis jetzt noch nicht genügend bekannt ist, die größte Beachtung insbesondere der Friedhofverwaltungen. Theodor Heuss, Kardinal Frings, Landesbischof Dr. Lilje haben die Arbeitsgemeinschaft nachdrücklich empfohlen und öffentlich anerkannt. Ihre Veröffentlichungen geben in allen Friedhoffragen und bei der Gestaltung von Ehrenmalen wertvolle Anregungen. Die Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V. ist eine Vereinigung zur Pflege und Förderung der Kultur im Bereich des Friedhofs- und Grabmalwesens. In ihr vereinigen sich berufene Fachleute, Volks- erzieher, Geistliche, Kunst- und Heimatfreunde, die der kulturellen Verflachung und Entseelung des Friedhof- und Denkmalwesens entgegentreten, sowie kommunale und kirchliche Behörden beider christlicher Bekenntnisse.

Zu den Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft gehören: Aufklärung der breiten Öffentlichkeit in Stadt und Land durch Wort, Bild und Schrift, Ratschlag in allen Fragen, die Friedhofsbild, Grabmal und Ehrenmal angehen, und Hinweis auf geeignete ausführende Kräfte.

Die von der AFD im Bärenreiter Verlag Kassel herausgegebene Schriftenreihe

#### Friedhof und Denkmal

dient den dargestellten Zielen. Bisher sind erschienen:

1. Ehrenmale, Grundsätze und Beispiele ihrer Gestaltung. Bearbeitet von Werner Lindner, 2.80 DM, Zeichnungen von Fritz Hille.
2. Der Dorffriedhof, Wege zu seiner Gesundung, 3.80 DM. Von Werner Lindner unter Mitarbeit von Fritz Hille und Georg Reepel.
3. Frühchristliche Sinnbilder und Inschriften, 6.50 DM, Leinen 8.40 DM, von Oskar Beyer.
4. Reihengrab und Gräberfeld in ihrer Gestaltung, 6.60 DM. In Gemeinschaft mit anderen bearbeitet von Werner Lindner.
5. Mahnmale, Voraussetzungen, Ratschläge und Lösungen, 6.50 DM. Bearbeitet von Werner Lindner, Entwurfs- und Werkzeichnungen von Fritz Hille.
6. Licht – Liebe – Leben. Eine Sammlung von Grabsprüchen, 3.60 DM. Herausgegeben von Karl Vötterle (Jahresgabe 1956/57).

Die Schriften sind meist bebildert und zum Teil mit Kunstdrucktafeln ausgestattet.

Die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft erhalten diese Schriften jeweils als Jahresgabe kostenlos ebenso wie die AFD-MITTEILUNGEN, die monatlich erscheinen (Schriftleitung: Kassel, Cauerstraße 14). In der Hand der Friedhofsverwaltungen, der kommunalen und kirchlichen Gemeinden, der Schulen und Erziehungsstätten, der am Friedhofsgewerbe beteiligten Steinmetzen und Gärtner und verantwortungsbewusster Einzelpersönlichkeiten sollen sie Aufklärungsgut für das ganze Volk sein. Sie verdienen weiteste Verbreitung.

Die reich bebilderten Mitteilungsblätter (DIN A 5, 8 Seiten) werden zu folgenden Selbstkostenpreisen abgegeben:

Bei Einzelbezug 0.15 DM. Bei Bezug von 10–100 Stück Einzelnummer 0.08 DM, bei Bezug von 101–500 Stück Einzelnummer 0.06 DM, bei Bezug von über 500 Stück Einzelnummer 0.05 DM.

Mindestjahresbeitrag 10 DM. Neuhinzutretende Mitglieder können die Veröffentlichungen 1–5 der im Bärenreiter-Verlag herausgebrachten Schriftenreihe Friedhof und Denkmal zum Sonderpreis von zusammen 20 DM durch die AFD beziehen. Die monatlichen Mitteilungsblätter können für den Jahrgang nachgeliefert werden.

#### Bürgerbegehren Stuttgarter Schloßplatz

Entsprechend dringender Aufforderungen unserer Mitglieder wie aus eigener Überzeugung haben wir uns im Herbst v. J. an dem Stuttgarter Bürgerbegehren zur Erhaltung des Schloßplatzes in seiner alten Form beteiligt. Folgerichtig hat der Vorsitzende auch den jetzt gegen die Zurückweisung eingelegten Einspruch unterstützt. Wir beabsichtigen dabei, weder unsern Verein an lästigen Streitigkeiten um die Wahrung formaler Bestimmungen zu beteiligen, noch uns in Zuständigkeiten der Stuttgarter Gemeindeverwaltung einzumischen. Wir bleiben indessen bei unserer bekannten Auffassung, daß der Stuttgarter Schloßplatz ein Stück Heimat ist, das wie kaum ein anderes das *ganze Land* angeht, und daß der Schwäbische Heimatbund hier verpflichtet ist, sich für einen so allgemeinen Wunsch mit jedem zulässigen Mittel einzusetzen.

#### Nun auch das Seelhaus in Geislingen!

Das bisher so glücklich erhaltene alte Geislanger Stadtbild soll eine plötzliche Beeinträchtigung dadurch erfahren, daß die Bundespost an Stelle des alten hochgiebeligen Fachwerkbau des Seelhauses, das ihr von der Gemeinde zum Abbruch überlassen wurde, ein Dienstgebäude in moderner Bauweise erstellen will. Der Geislanger Beauftragte für Heimatschutz weist mit Recht auf den unlösbar Widerspruch solcher Maßnahmen zu dem Bestreben um Erhaltung alter Baudenkmäler hin. Der in der Stille der Ämter bereits bedauerlich vorgerückte Plan wird durch die Stellen für Heimat- und Denkmalsschutz kaum mehr aufgehalten werden können. Wir müssen auch auf Grund dieses Beispiels die grundsätzlichen Ausführungen des Aufsatzes oben S. 65 aufs Neue unterstreichen.

#### Vergriffene Jahrgänge

Wir bitten diejenigen Mitglieder, welche die Jahrgänge 1950 bis 1952 der Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ wegzugeben geneigt sind, sich deshalb mit der Geschäftsstelle in Verbindung setzen zu wollen. Auf Wunsch kann eine Vergütung von 5.– DM pro Jahrgang (ungebunden) gegeben werden.

#### Sonderdruck

Der Vortrag über die deutsche Kaiseridee des Mittelalters, den Professor Dr. P. E. Schramm am 17. Juni 1956 bei der Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes in Schwäbisch Hall hielt, wird im Jahrbuch 1957 des Historischen Vereins für Württemberg-Franken erscheinen, und kann, über die Geschäftsstelle, als Sonderdruck zu einem Preis von etwa 2.50 DM bezogen werden. Wir bitten um Bestellungen.